Schürer des Weltbrandes

Eduards unselige Erben

Neue Folge

von Moritz Loeb

Haas & Grabherr Verlag Augsburg

Königin Maria von Rumänien.

Schürer des Weltbrandes

von Moritz Loeb

Eduards unselige Erben

Neue Folge

Haas & Grabherr Verlag Augsburg

H&G

Umschlag- und Titelzeichnung von Karl Sigrist in Stuttgart.

Druck und Ausführung der Bildätzungen
durch das Literarische Institut von Haas & Grabherr in Augsburg.

Von Anbeginn des Krieges sind unsere Feinde in schöner Einhelligkeit beflissen gewesen, Deutschland die Schuld an der Katastrophe zuzuschieben, die am 1. August 1914 über Europa, ja über die ganze zivilisierte Menschheit hereingebrochen ist. Der deutsche Werwolf, so hieß es seither in ungezählten Reden, Büchern und Zeitungsaufsätzen, ist über das sanfte russische Lamm, über das friedfertige Frankreich hereingebrochen. Die Hunnen des zwanzigsten Jahrhunderts haben sengend und brennend das unglückliche Belgien verwüstet, seine Frauen geschändet, Greise und Säuglinge hingeschlachtet, altberühmte Stätten hoher Kultur, unersetzliche Kunstdenkmäler in Flammen aufgehen lassen. Des Kaisers Barbarenhorden, so las man's, führen nicht Krieg wie ein gesittetes Volk; wohin ihr Fuß tritt, türmen sich die Leichen unschuldiger Kinder; Grauen geht vor ihnen einher, und hinter ihrem furchtbaren Heerbann schreit das Entsetzen zum Himmel.

Die so redeten und schrieben, handelten wie der verfolgte Einbrecher, der sich mit dem Rufe „Haltet den Dieb!" flüchtend seinen Häschern zu entziehen sucht. Es war ein verteufelt geschickter Streich unserer Feinde, durch dieses hysterische Geschrei, durch die phantasievolle Erfindung von Greueln die ohnehin erhitzten Sinne der am Kriege beteiligten wie der neutralen Völker so zu verwirren und zu umnebeln, daß ihre Urteilskraft getrübt, ihre klare Überlegung ausgeschaltet wurde. Denn nur so konnte es ihnen gelingen, die Schuld am Weltkriege von sich auf die Gegner abzuwälzen, die eigene Nation

wie die Neutralen über die wahren Schuldigen zu täuschen, die wirklichen Beweggründe zum Kriege zu verwischen.

Nachdem die verantwortlichen Staatsmänner der Entente nach wohlvorbereitetem Organisationsplan zunächst die gutbezahlte Schar ihrer Preßtrabanten vorgeschickt hatten, traten sie selbst auf die Rednertribüne, um mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit die eigene Schuldlosigkeit am Kriege zu beteuern. Asquith und Grey, Poincaré, Briand und Sasonow benutzten jede sich bietende Gelegenheit, um von der Parlamentstribüne, bei festlichen Gelegenheiten, Empfängen und Interviews in immer neuen Wendungen Deutschland des Verbrechens zu zeihen, das der Weltkrieg bedeutet, und mit dem sie vor der Menschheit und der Geschichte für alle Zeiten belastet bleiben werden. Der Deutsche Reichskanzler hat diese ihre Entstellungen der historischen Wahrheit mehrfach im Reichstage gekennzeichnet und erst in seiner am 9. November 1916 dem Hauptausschuß des Reichstages über die Entstehung des Krieges gegebenen Darstellung wieder mit aller Klarheit die wahren Ursachen des Weltbrandes zugleich mit den Kriegszielen unserer Feinde dargelegt: England, der eigentliche geistige Urheber der gegen Deutschland gerichteten Koalition, die der verstorbene König Eduard VII. mit soviel Geschick zusammengebracht hatte, war bestrebt, sich unseren Wettbewerb vom Halse zu schaffen, weil wir ihm in friedlicher Arbeit zu groß geworden waren; Frankreich hatte sich mit dem Zarenreiche verbündet, um für den Tag der Revanche einen mächtigen Bundesgenossen zu haben, mit dessen Hilfe es Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen hoffte; Rußland aber wollte das seit Peters des Großen Tagen erstrebte Konstantinopel.

Um dieser Ziele willen haben England, Rußland und Frankreich freventlich den Krieg entfesselt. Mögen die Lenker des Vierverbandes noch so oft diese unumstößliche geschichtliche Wahrheit abzuleugnen versuchen, es wird ihnen nicht

gelingen, die furchtbare Verantwortung von sich abzuwälzen. Ihre und ihrer Trabanten unheilvolle Wirksamkeit liegt klar vor aller Welt; in meinem Buche „Eduards unselige Erben“ ist der Versuch unternommen, das Wirken der für den Krieg Verantwortlichen im Dienste der englischen Einkreisungspolitik darzulegen und die verschlungenen Zusammenhänge der auf dieses eine Ziel der Entente gerichteten politischen Bestrebungen zu entwirren. Der große Erfolg des Buches, der in weniger als Jahresfrist vier Auflagen nötig gemacht hat, läßt mich hoffen, daß dieser Versuch gelungen ist, und daß auch dieses Buch, das sich nach Inhalt und Art der Darstellung an „Eduards unselige Erben“ anschließt, seinen Weg machen wird.

Doch die „Schürer des Weltbrandes“ spinnen nicht nur den alten Faden weiter, verfolgen nicht lediglich das Ziel, den Kreis der Schuldigen am Kriege zu ergänzen. Es ist eine eigenartige, auch vom Deutschen Reichskanzler hervorgehobene Erscheinung, daß die führenden Staatsmänner unserer Gegner trotz allen Mißerfolgen der Heere des Vierverbandes und ihrer kleinen Mitläufer nicht die einzig mögliche Schlußfolgerung aus diesem Fehlschlag ihres Einkreisungsplanes ziehen, sondern unentwegt von der Weiterführung des Krieges, von dem unausbleiblichen Endsiege der Entente reden. Doch mag dieses Gebaren auch seltsam scheinen, es ist begreiflich, wenn man sich vor Augen führt, daß zu den wichtigsten Waffen unserer Feinde in diesem Kriege Zunge und Feder gehören. Der Lügenfeldzug, in dem vom Ausbruch der Feindseligkeiten an Deutschland die Schuld am Kriege zugeschoben worden ist, dauert bis zum heutigen Tage unentwegt fort. Nur dank seiner zielbewußten und skrupellosen Durchführung ist es den Gegnern möglich gewesen, die Völker bei der Stange zu halten, sie über die wahre Kriegslage fortgesetzt zu täuschen. So wagt Frankreich nicht, dem Volk über seine furchtbaren Menschen-

opfer reinen Wein einzuschenken, und die Veröffentlichung der Berichte des deutschen Generalstabes ist im Lande der Freiheit ebenso verboten, wie die Einfuhr feindlicher Zeitungen. In Italien werden die Berichte der feindlichen Heeresleitungen regelmäßig systematisch durch die Agenzia Stefani, die offiziöse Telegraphenagentur, in gefälschter Form verbreitet; man hat nicht den Mut, dem Volk die Wahrheit über die Siege der Gegner zu sagen. Man kann die Öffentlichkeit in den feindlichen Ländern zwar nicht völlig im Ungewissen über die Kriegslage lassen; aber man verzögert die Bekanntgabe der eigenen Niederlagen, und man stellt sie als bedeutungslos hin, nennt die gegnerischen Erfolge Pyrrhussiege, um eigene Vorteile umso mehr aufzubauschen. Man sucht den Mut und die Ausdauer des eigenen Volkes zu heben, indem man den Haß gegen die Feinde fortgesetzt und mit den verwerflichsten Mitteln schürt, und man hat es auf diese Weise in Frankreich fertiggebracht, der Nation eine Psychose des Hasses gegen Deutschland und alles Deutsche zu suggerieren, die als völkische Massenpsychose ohne Beispiel in der Geschichte der Neuzeit ist. So glauben die Schuldigen den Orkan der Volkswut, der gegen sie losrasen und sie zerschmettern würde, sofern die Wahrheit an den Tag käme, am besten und sichersten ablenken zu können. So schüren die Poincaré und Briand unablässig den Weltbrand, weil sie fürchten, sein Erlöschen könne für sie schlimme Folgen haben; so hetzt und preßt die Entente immer weitere Völker zum Kriege gegen die Mittelmächte, nicht nur, weil sie aus eigener Kraft den Krieg nicht gewinnen kann, sondern auch, weil die Teilnahme neuer Verbündeter mit Sicherheit den Krieg wieder verlängert. Und wie die verantwortlichen Staatsmänner, so hetzen auch bezahlte und freiwillige Korybanten ihre Völker immer tiefer in den Krieg. Mit stiller Freude hat man in England der Kriegsraserei eines Mannes wie Bissolati zugesehen, der nicht geruht hat, bis Italien auch

Deutschland den Krieg erklärte; mit allen Mitteln hat der Vierverband auf Rumänien eingewirkt, bis das durch die Hetze der Jonescu und Filipescu zwei Jahre lang aufgewühlte Land sich in die Bajonette der Mittelmächte stürzte. Der angeblich für die Freiheit der kleinen Nationen kämpfende Vierverband hat dank der hochverräterischen Unterstützung eines Venizelos Griechenland unerhörten Drangsalen ausgesetzt, um es zum Kriege gegen Bulgarien und die Türkei zu pressen.

In Frankreich aber schüren neben Politikern und Journalisten auch Künstler, Dichter und Gelehrte, ganz im Banne der völkischen Massenpsychose, unentwegt die Flammen des Weltbrandes, der die besten Kräfte des Landes bereits verzehrt hat und die französische Nation zum Weißbluten bringen muß, wenn ihm nicht bald ein Ziel gesetzt wird. Doch wenn Männer wie Barrès, wie der einstige Minister und Historiker Gabriel Hanotaux, Leute wie Camille Saint-Saëns und der Dramatiker Alfred Capus, der Nachfolger des erschossenen Calmette am „Figaro“, täglich den Franzosen den Deutschenhaß predigen, wenn diese Männer, die einst einen Ruf zu verlieren hatten, nicht vor den schamlosesten Entstellungen der Wahrheit zurückschrecken, nur um ihr Volk zu immer weiteren, zwecklosen Opfern anzustacheln, so ist das eine Erscheinung, an der wir nicht mit einem mitleidigen Achselzucken vorübergehen dürfen. Gibt sie uns doch die Erklärung für die trotz allen kriegerischen Mißerfolgen immer noch ungebrochene Ausdauer der Feinde, eine Ausdauer, die nicht anders denn mit den Waffen gebrochen werden kann. Solange jene Hetzer und Schürer die Flammen des Weltbrandes zu immer heißerer Glut anfachen, so lange müssen Deutschland und seine Bundesgenossen ausharren, unbeschadet aller Opfer und Entbehrungen, die der Krieg von ihnen fordert und noch fordern sollte.

Es geht in diesem furchtbaren Ringen um alles, so hat Fürst Bülow, der frühere Reichskanzler, schon in einem früheren Stadium des Krieges gesagt. Und Herr v. Bethmann Hollweg hat seine letzte Reichstagsrede mit der Erklärung beschlossen, daß das deutsche Volk diesen Krieg als Verteidigungskrieg, zur Sicherung seines nationalen Daseins und seiner freien Fortentwicklung führt. Jedermann im Deutschen Reiche weiß es, jeder handelt danach. Doch es muß auch jeder wissen, für welche Ziele unsere Gegner kämpfen, welche Männer sie beeinflussen, und mit welchen Mitteln der bei allen Völkern unstreitig immer mächtiger sich regende Friedenswille von diesen Männern zielbewußt unterdrückt wird. Diese Kenntnis kann den Lebenswillen und die Widerstandskraft des deutschen Volkes, das man nach tausendfachem Eingeständnis vernichten möchte, nur noch stählen, und Deutschlands Lebenswille ist, nach des Kanzlers Worten, unbezwingbar und unverwüstlich.

Berlin, im November 1916.

Moritz Loeb.

Sir Arthur Nicolson.

Ein sonderbares, ungleiches Gespann schleift nun bereits im dritten Jahre den Wagen des Kriegsgottes über Europas von den Wundmalen der Granaten zerrissene, blutgetränkte Erde. Einmütig haben sich der britische Leu und der russische Bär unter das Joch gebeugt, auf dem der gallische Hahn, obwohl längst zerzaust und flügellahm, unablässig durch sein Gekräh das keuchende und ächzende Gespann antreibt. Der britische Leu und der russische Bär — dieses ungleiche Paar an einen Wagen zu schirren, die beiden einander stets feindlich gewesenen Bestien nicht nur zu besänftigen, sondern sie sogar zu gemeinsamer Tätigkeit zu bringen, das war eine Arbeit, die eines Bändigers von unermüdlicher Geduld, von zähem Willen und eiserner Ausdauer bedurfte, die aber auch einen listenreichen, verschlagenen, mit allen Ränken vertrauten Mann verlangte.

Ein solcher Mann ist Sir Arthur Nicolson, der bis zum Mai des Jahres 1916 permanenter Unterstaatssekretär im Foreign Office zu London war. Er ist's, der das diplomatische Dompteurkunststück fertiggebracht, der den uralten politischen Gegensatz zwischen England und Rußland überbrückt, der die früher ewig einander anfletschenden Raubtiere im Verkehr miteinander zu gefügigen Lämmern gemacht hat. Wie Paul Cambon und das augenblicklich wieder einmal auf der Nase liegende Stehaufmännchen Delcassé Frankreich und England miteinander versöhnt haben, wie Camille Barrère zwischen Frankreich und Italien die Rolle der kuppelnden Frau Marthe Schwerdtlein gespielt hat, so hat Sir Arthur Nicolson die beiden wütenden asiatischen Bestien gebändigt, indem er sie zu überreden gewußt hat, die Beute, die einer dem anderen nicht gegönnt hatte, miteinander zu teilen und sich für den beiderseitigen Verlust an noch unendlich reicherer Tafel ebenso gemeinsam schadlos zu halten. Das war zwar

nicht seine ureigenste Idee gewesen — Maria Feodorowna, die Zarin-Mutter, hatte diesen Gedanken in sommerlichen Familientagen auf Schloß Fredensborg ihrem königlichen Schwager von England, Eduard VII., eingegeben — aber er hatte das Problem gemeistert, nachdem sein Vorgänger am Palaiskai in Petersburg, der damalige Sir Charles Hardinge, die ersten erfolgreichen Versuche in dieser Richtung gemacht hatte. Sir Charles war von König Eduard aus der Newastadt im Sommer 1906 auf den gleichen Posten berufen worden, den vier Jahre später Sir Arthur Nicolson einnehmen sollte, und den seit Sir Arthurs, des äußerlich Unscheinbaren, Übertritt in den Ruhestand nun zum zweiten Male Lord Hardinge bekleidet, der in der Zwischenzeit Vizekönig von Indien war. So folgte der ältere Nicolson zweimal dem jüngeren Hardinge auf einem der wichtigsten Posten des diplomatischen Dienstes, und so unähnlich die beiden Männer einander auch sind, in ihrer Feindschaft gegen Deutschland wie in ihren russischen Sympathien glichen sie sich sowohl als Botschafter in Petersburg wie als permanenter Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. Beide waren gefügige Werkzeuge ihres Königs, überzeugte Anhänger seiner Einkreisungspolitik; es war für die Richtung, die die britische Weltpolitik nach dem Tode König Eduards einschlug, bezeichnend, daß sein Nachfolger just des Vaters vertrautes Werkzeug, Sir Arthur Nicolson, in das Foreign Office berief. Georg V., das sah man schon bei dieser Gelegenheit im Sommer des Jahres 1910, folgte blindlings den Fußtapfen seines deutschfeindlichen Vaters.

Der Posten des permanenten Unterstaatssekretärs im Londoner Auswärtigen Amt ist von besonderer politischer Bedeutung. Den Zufälligkeiten und Wechselfällen des Parlamentarismus entzogen, denen der Staatssekretär ständig Rechnung zu tragen hat, verleiht er seinem Träger weitgehenden Einfluß und eine Geltung, die um so größer ist, als man weiß, daß der Unterstaatssekretär in erster Linie der Vertrauensmann des Königs ist. Er hat diesen nach alter Tradition auf seinen Reisen als Vertreter des Foreign Office zu begleiten, und er hat ihn auch sonst über die diplomatischen Geschäfte auf dem laufenden zu erhalten. Weiß man, wie der permanente Unterstaatssekretär gesinnt ist, so weiß man

auch, wie der Träger der Krone denkt. Und wes Geistes Sir Arthur Nicolson war, darüber ist man in Deutschland seit den Tagen von Algeciras im Winter und Frühling 1906 unterrichtet, in denen er als Vertreter Großbritanniens über die Ziele der englischen, gegen Deutschland gerichteten Politik keinerlei Zweifel aufkommen ließ. Hier erwies er sich, vom englischen Standpunkt aus, als the right man on the right place. War er doch neun Jahre, von 1895 bis 1904, britischer Gesandter bei Seiner Scherifischen Majestät in Tanger gewesen, ehe er von den Säulen des Herkules als Botschafter nach Madrid berufen wurde, so daß er die marokkanische Frage mit allen ihren politischen und wirtschaftlichen Einzelheiten von Grund aus beherrschte.

Seine für die Verwirklichung späterer englischer Pläne so erfolgreich gewesene Tätigkeit auf der Algeciras-Konferenz hatte ihm die Anwartschaft auf einen der bevorzugtesten und wichtigsten diplomatischen Posten eröffnet. Und welches Amt konnte in jenen Tagen der fortschreitenden Einkreisung Deutschlands für Großbritannien wichtiger sein als der Posten des Botschafters am russischen Hofe! So nahm es denn auch nicht wunder, daß Sir Arthur Nicolson alsbald nach der Beendigung der Marokko-Konferenz, am 4. Juni 1906, am Hofe von St. Petersburg beglaubigt wurde. Der in aller Herren Ländern tätig Gewesene brachte überdies auch auf diesen Posten eine Fülle von Erfahrungen aus eigener Anschauung mit, aus allen Staaten, die gemeinsame Berührungspunkte zwischen Rußland und England bildeten. Schon im Jahre 1876 war er in Peking gewesen; von 1879 bis 1884 hatte er am Goldenen Horn, von 1884 bis 1885 als Geschäftsträger in Athen, darauf drei Jahre in gleicher Eigenschaft zu Teheran gewirkt. Nach fünfjähriger Tätigkeit als britischer Generalkonsul in Budapest hatte Sir Arthur Nicolson in den Jahren 1894 und 1895 als diplomatischer Agent zu Sofia geweilt, von wo er dann als Gesandter nach Tanger gegangen war. So mit glänzenden Kenntnissen in allen politischen Streitfragen ausgerüstet, konnte es ihm in Petersburg nicht schwer werden, sich einzuarbeiten und an das von seinem Vorgänger Sir Charles Hardinge begonnene Werk der Anbahnung intimer Beziehungen zwischen Großbritannien und Rußland anzuknüpfen.

Die erste greifbare Frucht seiner diplomatischen Tätigkeit in Petersburg war das russisch-englische Abkommen über Persien vom 31. August 1907. Einer der gefährlichsten Zankäpfel zwischen den beiden Mächten war damit schiedlich-friedlich geteilt worden. Rußland erhielt als „Interessensphäre" Nordpersien, England den Süden des dem Namen nach „unabhängig" bleibenden Landes. Das Abkommen bedeutete für das durch den Krieg in Ostasien sehr geschwächte Rußland einen bedeutsamen diplomatischen Erfolg; hatte doch der britische Löwe den von den Schlägen bei Mukden und in der Tsushima-Straße arg zerschundenen Bären als gleichberechtigten Partner anerkannt. Aber das Abkommen über Persien war nur der Anfang weiterer gemeinsamer Aktionen. Von England gestützt, konnte Rußland, dessen Vordringen in Ostasien durch Japans Sieg Schranken gesetzt waren, seine Aufmerksamkeit wieder dem Balkan zuwenden; die bald darauf einsetzende gemeinsame Hetze seitens der russischen und englischen Presse gegen die von Oesterreich-Ungarn geplante Sandschakbahn zeigte, was die Glocke geschlagen hatte. Die Begegnung des Zaren mit König Eduard in Reval am 9. Juni 1908 krönte Sir Arthur Nicolsons Werk. Das zentralasiatische Abkommen fand seine Ergänzung durch das englisch-russische Einvernehmen im nahen Orient. Die Entente war vollkommen geworden. So kam es, daß in der bosnischen Annexionskrise England schon ganz offenkundig auf Rußlands Seite trat.

Alles das war, wie gesagt, das Werk Sir Arthur Nicolsons gewesen, der seinen Einfluß am Hofe von St. Petersburg binnen weniger Jahre ganz außerordentlich zu festigen verstanden hatte. Dazu verband ihn intime Freundschaft mit Alexander Petrowitsch von Iswolskij, dem damaligen russischen Minister des Äußern. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" Wäre es nach Sir Arthur Nicolson gegangen, so wäre der Krieg gegen die Zentralmächte schon in den kritischen Märztagen von 1909 vom Zaune gebrochen worden. Aber Rußland konnte damals den Krieg noch nicht wagen, und Iswolskij soll in der entscheidenden Stunde dem ihn stürmisch zum Losschlagen drängenden Nicolson in nicht mißverständlichen Worten bedeutet haben: „Bitte nach Ihnen!"

Das diplomatische Ränkespiel der letzten Jahre vor dem Kriege sah den grauen, unscheinbaren, gebückt einhergehenden Schotten, der sich, 1849 geboren, heute bereits den Siebzig nähert, nicht minder emsig am Werke. Alles, was in Downing Street geschah, trug Sir Arthur Nicolsons Stempel. Auf der Ministerbank in Westminster saß, nach außen hin der allein verantwortliche Leiter von Englands auswärtiger Politik, Sir Edward Grey, und seinen Worten lauschte die Welt. Aber die aufreibende, alle Kräfte in Anspruch nehmende diplomatische Kleinarbeit im Foreign Office tat Nicolson, Greys Werkzeug und Einbläser zugleich. Und dem in kontinentalen Fragen jeder Erfahrung entbehrenden Staatssekretär war der alte, seit vier Jahrzehnten im diplomatischen Dienst stehende Sir Arthur Nicolson, der schon im Jahre 1873 eine Geschichte der deutschen Verfassung geschrieben, der in den Jahren von 1874 bis 1879 mit einer zweijährigen Unterbrechung der englischen Botschaft in Berlin als Sekretär angehört hatte, eine unentbehrliche Stütze.

Unter den zahlreichen Persönlichkeiten, die in stiller, aber um so eifrigerer Minierarbeit hinter den Kulissen des Weltgetriebes den Brand geschürt haben, ist Sir Arthur Nicolson jederzeit einer der gefährlichsten Kriegshetzer und Deutschenfeinde gewesen. Solange er im Amte war, spürte man überall seine Spinnenfinger, die nach dem Ausbruch des Krieges auch bei allen militärisch nur irgendwie mitzählenden Neutralen das Netz seiner diplomatischen Intrigen anzuknüpfen versuchten. Er war's gewesen, der die Brüder Buxton nach dem Balkan entsandte, der sich vermessen hatte, Bulgarien auf die Seite des Vierverbandes zu ziehen, der seine Hoffnungen auf Rumänien gesetzt und Eleutherios Venizelos so lange als geschäftigen diplomatischen Agenten der Entente in Athen benutzt hatte, bis der sich in offenem Verrat gegen den König der Hellenen erhob und in Saloniki eine revolutionäre Nebenregierung begründete. Aber der Eintritt Rumäniens in den Krieg zog sich für die Vierverbändler zu lange hin; König Konstantin von Griechenland dachte nicht daran, sich und sein Land der Entente zum Opfer zu bringen, und vergeblich hatte sich Sir Arthur Nicolson in den letzten Monaten seiner Amtstätigkeit nach neuen Verbündeten umgeschaut. So war er, als auch das zweite

Kriegsjahr zur Neige ging, ohne daß auch nur in nebelweiter Ferne dem Vierverband das Morgenrot des Endsieges dämmerte, zu Ende mit seinem Latein. Der kluge Mann hatte wohl mit Grauen erkannt, daß England sein eigentliches Kriegsziel, die Vernichtung der deutschen Seemacht und des deutschen Handels, von der Landmacht der Mittelmächte ganz abgesehen, niemals erreichen werde, und so schützte der Siebenundsechzigjährige seine Kränklichkeit vor, um sein eigenes Schifflein vor dem unausbleiblichen Sturm rechtzeitig in den sicheren Hafen des Ruhestandes zu retten.

Maurice Barrès,
der Barde des Hasses.

Die Empfindungen in den Seelen der Völker, die sich heute mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen, um sich unter dem Walten eines unerbittlichen Schicksals gegenseitig erbarmungslos zu zerfleischen, sind ebenso verschieden wie die Beweggründe, die sie in den Krieg gehetzt haben. Deutschland, das eingekreiste Wild, das es zu erlegen galt, war, als es von allen Seiten die tödliche Waffe auf sein Herz gerichtet sah, einen Augenblick wie gebannt und betäubt von so viel Feinden und Widersachern. Aber auch nur einen Augenblick. Dann nahm es todesmutig und entschlossen den Kampf auf, und neben seinem unbeirrbaren Siegeswillen war es nur die bittere, die Seele des Volkes bis ins Innerste aufwühlende Enttäuschung über Englands Verrat an der germanischen Sache, die sich als einhellige Empfindung zu erkennen gab. Man hat diese Empfindung anfänglich Haß genannt, und emsige Kriegslyriker haben sie in mehr oder weniger schlagkräftige Verse gegossen. Aber diese Haßgesänge, so laut und lärmend sie auch eine kurze Zeitspanne hindurch erklangen, verloren bald ihre Schlagkraft, und Dichter wie Sänger wandten sich ein wenig beschämt von ihnen ab. Das deutsche Volk ist in seines tiefsten Wesens Kern viel zu ehrlich, um auf die Dauer Gefühle hinauszuschreien, die nicht echt sind, die man ihrer wahren Art nach verkannt, die man mit einem verfehlten Begriff gekennzeichnet hat. Denn das deutsche Volk ist in Wahrheit nicht von Haß, wohl aber von echtem, loderndem Zorn und tiefem Groll gegen das Volk erfüllt, das nie zuvor in einer tausendjährigen Geschichte die Waffen mit ihm gekreuzt, und das man als den angelsächsischen Vetter bis auf den Tag als zur eigenen Völkerfamilie gerechnet hatte, diesen Vetter, der jetzt geringschätzig die Stammesverwandtschaft ableugnet und sich auf seine keltischen Ahnen beruft. Auch den Ruf=

sen haßt der Deutsche nicht im Innersten seiner Seele, so haßerfüllt dieser Gegner auch alles Deutsche verfolgt. Er schätzt ihn gering, mit Recht: ob seiner Sklavennatur, die sich, ihrer Fessel entledigt, in jener vertierten Wildheit gezeigt hat, die innerlichster Unkultur entstammt, und von der Ostpreußens verwüstete Städte, Dörfer und Fluren stumm, aber beredt Zeugnis ablegen.

Und den Franzosen? Haßt der Deutsche den Franzosen? Nun, „ein guter Deutscher mag keinen Franzmann leiden. . . .“ Aber vom Nichtleidenmögen bis zum Haß ist ein weiter Weg, und es sind wahrlich nicht die wenigsten und nicht die schlechtesten Deutschen, die das anscheinend unheilbare Zerwürfnis zwischen den beiden großen Kulturnationen auf das tiefste beklagen. Wo aber sind in Frankreich die Männer, die ähnlich empfinden? Wir glaubten ihrer einige vor dem Kriege zu kennen; daß sie heute ihre Gefühle in ihres Busens tiefstem Schrein bergen, dürfen wir ihnen nicht verübeln; sie wären schlechte Patrioten, würden sie ihrem um sein Leben kämpfenden Volke in den Rücken fallen. Und gerade wir Deutschen sollten ihnen das nicht nachtragen; denn deutsch sein, heißt treu, wahrhaft und gerecht sein. Das aber müssen wir uns eingestehen: Die Freunde deutscher Bildung und Gesittung, der Verständigung mit dem östlichen Nachbar, haben niemals in Frankreich das Ohr des Volkes gehabt. Man lauschte ihnen wohl, und nicht einmal immer mit Toleranz (denn das Volk Jean-Jacques Rousseaus und Voltaires, das Volk, das die Bastille gestürmt hat, es hat auch die Guillotine errichtet!), aber man hörte nicht auf sie. Sie blieben Prediger in der Wüste. Man scharte sich stets voll Begeisterung um jene, die das Evangelium des Hasses verkündeten; man impfte diese Lehren seinen Kindern ein, man ließ sich von Abenteurern ohne jedes Verantwortlichkeitsgefühl, wie Boulanger, an den Rand des Abgrundes führen; man jubelte den schamlosesten Verbrechern zu, wenn sie nur, wie die traurigen Helden der Dreyfusaffäre, den Haß gegen den Erbfeind als Beweggrund ihrer Untaten hinstellten. Man folgte viereinhalb Jahrzehnte jenen, die da Wind gesät haben, und auch heute, da Frankreich Sturm erntet, lauscht sein Ohr unverwandt den Barden des Hasses, den großen wie den

Sir Arthur Nicolson.

Maurice Barrès.

kleinen. Oft wirkten sie komisch, wie der nun schon zu seinen Vätern versammelte Paul Déroulède. Aber gegen die Lächerlichkeit, die sonst in Frankreich so sicher tötet, gibt es jenseits der Vogesen ein einziges, unfehlbares Serum, den Deutschenhaß. Dieses psychologische Antitoxin behütete den Revancheschwätzer Déroulède, der alljährlich mit umflortem Zylinder vor der Statue der Stadt Straßburg im Kreise der Mitglieder der Patriotenliga alberne Tiraden von sich gab, vor der Lächerlichkeit; es ließ ihn in den Augen der Franzosen eher tragisch erscheinen.

Paul Déroulède ist tot. Doch sein Geist lebt fort; er hat seine Jünger hinterlassen, die den ewig wort- und bildreich verkündeten Revanchegedanken lebendig erhalten haben. An ihrer Spitze aber steht, auch als Haupt der Patriotenliga, Maurice Barrès, der weit weniger lächerlich und unvergleichlich begabter ist als jener, und dessen Worte darum auch ungleich schwerer wiegen. Maurice Barrès ist, wenn auch kein Charakter, so doch ein starkes Talent, und Georg Brandes, der internationalste der lebenden Literarhistoriker, dessen kritisch-germanischer Geist sich mit liebevoller Eindringlichkeit und Gründlichkeit tief in das Wesen der französischen Kultur unserer Tage eingefühlt hat, sieht in ihm neben Romain Rolland und Anatole France eine der typischen und repräsentativen Persönlichkeiten des heutigen französischen Schrifttums. Dieser Mann — er ist jetzt 55 Jahre alt — saß in seiner Jugend noch zu den Füßen Renans, und Paul Bourget lobte den jungen Autor so laut und vernehmlich, daß er schon als Sechsundzwanzigjähriger literarische Geltung gewann. Er vertrat in seiner ersten Schaffensperiode den Kult des eigenen Ich, und er bespiegelte in seinen Romanen „Sous l'oeuil des Barbares“, „Un homme libre“, „L'ennemi des lois“ und „Le jardin de Bérénice“, die in den Jahren zwischen 1888 und 1893 entstanden, sein eigenes Wesen und seine eigene Welt, die freilich nur zu bald eine Welt zügelloser Ungebundenheit ohne sittliche Schranken wurde. In einer politischen Komödie „Une journée parlementaire“, die 1894 erschien, brachte er, etwas voreilig, den Panamaskandal auf die Bühne, der ihn auch späterhin noch literarisch beschäftigte. Bald war übrigens aus dem Propheten des Individualismus auch

2

literarisch der Nationalist geworden, der er politisch von Anfang an gewesen war; hatte er sich doch schon im Jahre 1889 als boulangistischer Abgeordneter für Nancy, die Hauptstadt seiner lothringischen Heimat, in die Deputiertenkammer wählen lassen. In seinem, um die Jahrhundertwende erschienenen dreibändigen „Roman de l'énergie nationale“, der sich eingehend mit dem Boulangismus und dem Panamaskandal beschäftigt und eine beachtenswerte historische Darstellung dieser politischen Vorgänge gibt, die Frankreich so gefährlich erschüttert haben, sieht Barrès das Mittel zur Volksgesundung in der Entthronung des alleinherrschenden Paris und in der stärkeren Nutzbarmachung der nationalen Energien, die in der Provinz schlummern, deren beweglichere Kräfte aber von der Hauptstadt aufgesaugt werden. Es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß die von Friedrich Lienhard angebahnte deutsche Heimatkunst gleichfalls ihre Wurzeln im Vogesenlande hatte, so weit die beiden Autoren auch sonst voneinander verschieden sind. Daneben predigte Maurice Barrès die nationale Tradition; sein Kultus galt nunmehr den Toten des Volkes, seinen führenden Geistern und seinen Kriegshelden. So schuf er das gedankliche Wurzelreich, auf dem sein Nationalismus immer üppiger sproßte, gab er dem Gedanken der Revanche gewissermaßen die ethische Grundlage.

War es ein Wunder, daß dieser Mann der literarische Wortführer des Völkerhasses wurde? Daß beim Ausbruch des Krieges das ganze geistige Frankreich seinen Worten lauschte? Dieser bewegliche gallische Kopf spielte ja von jeher meisterhaft das Instrument, das die Franzosen wie alle Romanen mehr als irgendein anderes fortreißt: die Sprache. Er schreibt einen überaus gepflegten und erlesenen, seiner Wirkung stets sicheren Stil; mag er die Worte schlicht aneinanderreihen oder in kühnen Wendungen der Pathetik zu hochragenden Domen romanischer Sprachkunst aufbauen. Er gehört beileibe nicht zu jenen Sudlern, die nichts anderes können, als das weiße Papier der französischen Zeitungen zeilenweise zu verunreinigen, indem sie die Farben ihres Deutschenhasses mit dickem Pinsel aus dem sprachlichen Schlammkübel der Pariser Gosse schöpfen; er ist keiner von den Wortmalern, deren Palette stets von

Unrat strotzt. Maurice Barrès pöbelt uns Deutsche sozusagen mit Würde an; das Gift des Hasses, das er verspritzt, duftet meist nicht übel; aber da ihm diese, feinere Naturen abstoßende Eigenschaft abgeht, so vermag es um so wirksamer Seele und Gemüt der Leser zu durchdringen.

Und seine Leser sind zahlreich. Als der Krieg ausbrach, verkündete Maurice Barrès pathetisch, er werde als einfacher Frontsoldat in das Regiment eintreten, in dem sein Sohn als Offizier stehe. Aber er zog es dann doch vor, Frankreich statt mit der Flinte mit der Feder zu dienen, was nicht nur ungefährlicher, sondern auch einträglicher war. Denn er wurde fürstlich bezahlter Leitartikler beim „Echo de Paris", das damit einen geschäftlich glänzenden Griff getan hatte. Barrès' täglicher Aufsatz an der Spitze des Blattes wußte überaus geschickt der Stimmung der oberen französischen Bourgeoisie Ausdruck zu geben; das kleine Bürgerpublikum folgte ihm gleichfalls blindlings schon wegen seiner Führerschaft bei der Patriotenliga. So vermochte sich das „Echo de Paris" binnen kurzer Zeit zum eigentlich führenden Pariser Morgenblatt aufzuschwingen und seine vor dem Kriege nur 100 000 Exemplare umfassende Auflage rasch auf das Sechsfache dieser Zahl zu erhöhen.

Ob die Leser seine Leitartikel allerdings auf die Dauer zu genießen vermögen, bleibt abzuwarten; der Umstand, daß er zu immer stärkeren Mitteln greift und jetzt gelegentlich sogar in ganz ordinärer Weise die Deutschen beschimpft, scheint darauf hinzudeuten, daß sich die Gunst seiner Gemeinde von ihm abzuwenden beginnt. Denn stößt er damit auch einige wenige ab, so folgt ihm um so eifriger die Masse. Selbstverständlich ist, daß er Deutschland die wiederholten Male zerschmettert, zerstückelt, kurz und klein geschlagen und an die Verbündeten verteilt hat. Aber da bisher aus dieser Teilung immer noch nichts geworden ist, die Deutschen vielmehr nach wie vor in Noyon, knapp 90 Kilometer vor Paris, stehen, so verfehlen schließlich auch die schönsten Teilungspläne ihre Wirkung. Deshalb schimpft Herr Maurice Barrès, Mitglied der Académie Française, gelegentlich auch einmal im Stil des „Matin", um sich von

dem Blatt des ehrenwerten Bunau-Varilla nicht die Leser wegschnappen zu lassen. Der „Boche“ ist dann eine „sale bête“, ein schmutziges Vieh, und die Gurkhas sind im Vergleich zu ihm bewundernswürdige Kämpfer für Kultur und Menschlichkeit. Wenn das ein klassizistischer Dichter Frankreichs sagt, so muß es, denken die Franzosen, wohl wahr sein.

Und hier liegt die ungeheure Bedeutung dieses Haßpredigers, dessen Worten der längst einer Psychose des Hasses erlegene Franzose weder die innere Unwahrhaftigkeit noch die selbstgefällige Eitelkeit des Autors anmerkt, dessen ganzer Patriotismus Strebertum, dessen heilige Überzeugung Geldgier ist. Er schreibt seine Leitartikel, weil sie ihm mit Gold aufgewogen werden; er beleckt dem Herrn Poincaré die Stiefel, weil mit der bedingungslosen Beweihräucherung des Präsidenten, der Frankreich zur Revanche verholfen hat, und seiner ministeriellen Helfershelfer vorläufig noch das beste Geschäft zu machen ist. Die Verblendung des französischen Volkes in diesem Kriege, seine Unkenntnis der wirklichen Lage des Landes, seine krampfhafte Anklammerung an den „unausbleiblichen Endsieg“ — alles das sind Zeichen einer völkischen Massenpsychose, wie sie in diesem erschreckenden Umfang vielleicht seit den Zeiten der Flagellanten nicht mehr dagewesen ist. Diese Psychose, deren sichtbarstes Symptom der alle Hemmungen hinwegreißende Deutschenhaß ist, hat im Dienste einer vor keinem Mittel zurückschreckenden Regierung mit kalter Berechnung die französische Presse geschürt, und Maurice Barrès ist kraft seines literarischen Ansehens dieses Hasses erster Barde.

Mögen die Männer, die dereinst bei uns den Frieden mit Frankreich zu schließen haben, diesen den ganzen französischen Volkskörper durchsetzenden brennenden Deutschenhaß nicht geringschätzen. Wie auch der Friede sich im einzelnen gestalten mag, wir werden unbeirrt von allen Rücksichten dafür Sorge tragen müssen, daß dieser Haß der Franzosen gegen Deutschland und sein Volkstum, der in Jahrzehnten nicht zu bannen, kaum zu mildern sein wird, nie wieder einen Krieg gegen uns zu entfesseln vermag, der uns Ströme unseres Blutes kostet.

Dr. Salvatore Barzilai,
der „symbolische" Minister.

Minister ohne Portefeuille hat es in allen Staaten schon gegeben. Aber das Amt, mit dem im Juli des Jahres 1915 König Viktor Emanuel III. den königstreuesten aller italienischen Republikaner, den Abgeordneten Dr. Salvatore Barzilai, bekleidet hat, steht einzig da in der politischen Geschichte der Neuzeit. Herr Barzilai wurde zum Minister der „unerlösten" Provinzen ernannt; d. h. mit anderen Worten: er sollte Gebiete verwalten, die Italien noch gar nicht hat. Denn die winzigen Grenzstreifen, die der General Cadorna ruhmreich bei Beginn des italienischen Krieges hat erobern können, weil die Oesterreicher und Ungarn sie bei der Besetzung ihrer strategischen Verteidigungslinien nach längst festgelegtem Plan freiwillig geräumt haben, diese schmalen Grenzstreifen hätten einer besonderen Ministerialverwaltung schon deshalb nicht bedurft, weil sie unmittelbar im Operationsgebiet liegen und infolgedessen, wie das bei allen Heeren üblich ist, von den dort kommandierenden militärischen Befehlshabern verwaltet werden. So hatte Herr Barzilai in dem „eroberten" Gebiet wohl auch kaum etwas zu sagen noch zu verwalten, und seine Aufgabe blieb auf jene Landstriche Oesterreich-Ungarns beschränkt, die Italien noch nicht erobert hat, und die es, wie man heute mit sicherer Zuversicht sagen kann, trotz allen Anstrengungen auch nicht erobern wird.

Es ist bezeichnend für die gegenwärtige Sinnesverfassung der Italiener, daß sie für die Lächerlichkeit dieses Zustandes nicht nur keine Empfindung hatten, daß sie mit dem verlogenen Pathos, an dem sie sich ununterbrochen berauschen, daraus sogar noch ein Symbol gemacht und

Herrn Barzilai allen Ernstes den „symbolischen Minister“ genannt haben. Herrn Barzilai selbst hat das freilich noch weniger gestört als die große Mehrzahl seiner Landsleute; ihm kam es vor allem darauf an, auf der Stufenleiter seiner Karriere weiterzusteigen und unter Ausnutzung der für ihn günstigen Konjunktur eine der höchsten Sprossen zu erreichen, die ihn bereits das ersehnte Ziel in greifbarer Nähe sehen ließ. Dieses sein Ziel ist, einmal italienischer Ministerpräsident zu werden. Da in Italien heute alles möglich ist, so ist es auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß Barzilai noch einmal am Ziel seiner Wünsche landet. Jedenfalls müssen ihm auch seine Gegner zugestehen, daß er stets mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu Werke gegangen ist, und daß er es verstanden hat, die Politik seines Adoptivvaterlandes in die Bahnen zu drängen, in denen Italien heute sein Heil und seine Größe sucht.

Denn Herr Barzilai ist, so seltsam das bei einem italienischen Minister sein mag, von Geburt überhaupt kein Italiener. Er ist im Königreich Italien nur naturalisiert; seine Wiege stand in Triest, wo er am 5. Juli 1860 geboren ist. Der junge Oesterreicher italienischer Zunge hatte es bereits als Abiturient weit gebracht; er war nämlich schon im Alter von 18 Jahren in einen Hochverratsprozeß verwickelt und saß etwa ein Jahr lang in Untersuchungshaft. Unnötig, zu sagen, daß es sich dabei um irredentistische Bestrebungen handelte. In dem vor dem Schwurgericht zu Graz verhandelten Prozeß wurde Barzilai freigesprochen. Sein italienisch fühlendes Herz hätte es vermutlich nicht überwunden, hätte er in der österreichisch-ungarischen Armee dienen müssen. Er zog es deshalb vor, den Staub der Donaumonarchie von seinen Lackstiefeln zu schütteln und das unerlöste Triest zu verlassen, um in Padua und Bologna die Rechte zu studieren. Ursprünglich hatte er übrigens andere Pläne gehegt; er hatte Schauspieler werden wollen, eine Wohltätigkeitsvorstellung in Triest aber dazu benutzt, das Publikum im Saale zu einer irredentistischen Kundgebung aufzureizen. Das und noch einiges andere, was der junge Mime und Abiturient bereits auf dem Kerbholz hatte, war denn auch der Anlaß zu dem gegen ihn eingeleiteten Prozeß gewesen.

Nach Beendigung seines Studiums trat Barzilai — es war zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — in die Redaktion der damals gerade gegründeten „Tribuna“ ein. Er begann seine journalistische Laufbahn als Lokalreporter; er schilderte mit beredter Feder die Schrecken des Erdbebens auf Ischia, die Verheerungen der Cholera in Italien und römische Ehetragödien. Dann wurde er an der „Tribuna“ Theaterkritiker. Im Alter von 25 Jahren wurde Barzilai durch einen sonderbaren Zufall in die Kammer gewählt. Damals, es war im Jahre 1885, tobte die Irredenta in Italien mit besonderer Wut. Die Jünglinge, die im Café Aragno zu Rom Weltgeschichte machten, hielten es für unerläßlich, in Rom einen „Unerlösten“ als Kandidaten aufzustellen und in die Kammer zu bringen. Man vermeinte dadurch dem verhaßten Österreich, mit dem, nebenbei bemerkt, Italien seit 1883 verbündet war, einen besonderen Streich zu spielen. Aber es war nicht so einfach, in Rom einen Unerlösten zu finden, der naturalisiert und auch sonst für die Übernahme eines Mandats geeignet war. So verfiel man auf den jungen Theaterkritiker Barzilai von der „Tribuna“, der zwar nach seinem eigenen Eingeständnis von Politik nichts verstand, der aber ganz besonders gute Figur machte. Es waren jene Zeiten, in denen das Wiener Gigerltum seine Triumphe feierte und seinen Einfluß bis weit über die Grenzen Österreichs bemerkbar machte. Und wenn der junge Herr Barzilai die Österreicher im allgemeinen und die Wiener im besonderen auch nicht leiden mochte, die Wiener Modetorheiten machte er mit. Seine verschiedenfarbigen Zylinder, die er je nach der Jahreszeit wechselte, waren in Rom stadtbekannt, und die Dandies im Café Aragno rechneten nach der Farbe der hohen Hüte Barzilais die Jahreszeiten. Alles das, vor allem aber seine Triestiner Nationalität, machte Herrn Barzilai zum geeigneten Mann für ein Mandat; da aber Crispi, der damals Ministerpräsident war, diese Kandidatur energisch bekämpfte, so fiel Barzilai durch. Doch die Irredentisten hatten Glück. Noch im selben Jahre wurde die Kammer aufgelöst; Barzilai wurde wieder aufgestellt, und nun wurde er mit einer

knappen Mehrheit gewählt. Barzilai hatte mehr Talent als Charakter, was ja übrigens bei den Leuten, die in Italien heute eine Rolle spielen, eine ziemlich allgemeine Erscheinung ist, und so begann er sich, wiewohl sein Interesse bis zu seiner Wahl vorwiegend literarischen und künstlerischen Dingen gegolten hatte, bald in die Fragen der hohen Politik einzuarbeiten. Er verließ die Redaktion der „Tribuna“ und wurde Advokat, als der er sich bald einen Namen machte und in mancherlei großen Prozessen eine Rolle spielte. Später war er auch wieder publizistisch tätig, und er wurde Vorsitzender des römischen Pressevereins, auf welchem Posten er mit Geschick und Nachdruck die Interessen seiner Berufsgenossen wahrzunehmen verstand. Persönlich von großer Liebenswürdigkeit und von gewinnenden Umgangsformen, verstand Barzilai es überhaupt, sich überall Freunde zu machen. Anfangs Mitglied der radikalen Partei, schloß er sich später den Republikanern an; er hatte eben immer das Talent, da zu landen, wo es für ihn am vorteilhaftesten war. Als der Tripoliskrieg ausbrach und Barzilai merkte, daß das italienische Volk mit fliegenden Fahnen in das nationalistisch-imperialistische Fahrwasser einlenkte, da trennte sich Herr Barzilai von den Republikanern und stimmte für die Kriegskredite. Seine gemäßigt-verwaschene Haltung und seine geschickte Dialektik machten ihm die Schwenkung leicht.

Als der europäische Krieg ausbrach, hatte der französische Botschafter in Rom, Herr Barrère, keinen besseren Sachwalter für seine Pläne als den Deputierten Barzilai, der sofort eine wütende Preßhetze gegen Österreich-Ungarn und Deutschland entfesselte, der täglich verkündete, daß nunmehr die große Zeit der Erlösung Triests und Trients aus der österreichischen Knechtschaft gekommen sei, und der mit großem Geschick gleich seinem Freunde Nathan, dem früheren Bürgermeister von Rom, die italienischen, völlig in französischem Geiste wirkenden Logen in den Dienst der Kriegshetze stellte. Einen eigentlich ausschlaggebenden Einfluß auf den Gang der italienischen Politik hat Barzilai zwar niemals ausgeübt, aber dieser gewandte Mann war immer eine Macht in den Händen der Mächtigeren, die ihn ihren Zielen, die ja mit den seinigen übereinstimmten,

dienstbar zu machen wußten. So war Salvatore Barzilai seiner ganzen Vergangenheit nach einer der Schürer des Weltbrandes, und seine Ernennung zum Minister bedeutete neben einer Vorsichtsmaßregel Salandras, der sich damit eines nicht ungefährlichen innerpolitischen Gegners versicherte, auch eine Belohnung und Anerkennung für tätige Beihilfe bei der Hineinziehung Italiens in den Krieg. Mit dem Sturz des Kabinetts Salandra im Frühsommer 1916 verschwand auch Herr Barzilai vorläufig von der politischen Bildfläche, aber die Zeit wird kommen, da man von dem „symbolischen“ Minister aufs neue hören wird.

Die Brüder Buxton.

Wer die Geschichte des Balkans im letzten Jahrfünft zu schreiben unternimmt, wird nicht achtlos an den Brüdern Buxton vorübergehen können. Diese beiden Gentlemen sind namentlich seit dem ersten Balkankriege immer wieder genannt worden; welche Bewandtnis es aber mit ihnen hat, das wird nur wenigen wirklich klar geworden sein. Man hat von ihnen meist nur gelesen, daß sie diplomatische Intriganten seien, die der Aufgabe oblagen, dahinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander zu hetzen. Das ist ohne Zweifel richtig, und es ist auch Tatsache, daß den Brüdern Buxton ihre Absicht nur zu gut gelungen ist. Sie waren es, die in Bulgarien und Mazedonien, in Serbien, Rumänien und Griechenland unablässig den Haß gegen die Türken und alles, was islamitisch ist in Europa, geschürt haben, und wenn die Balkankriege auch nicht, wie mit einiger Übertreibung behauptet worden ist, ihr ureigenstes Werk gewesen sind, so haben sie im Sinne ihrer Auftraggeber doch nach Kräften dem Ausbruch des Krieges im Oktober 1912 den Boden bereitet und den Haß der Balkanier gegen die Türkei zu hellen Flammen angefacht.

Aber wer sind denn nun diese famosen Brüder Buxton, und wer sind ihre Auftraggeber?

Das edle Brüderpaar besteht aus zwei einander wesensgleichen, aber doch auch wieder unähnlichen Charakteren, wenn man bei diesen Gentlemen überhaupt von Charakter sprechen kann. Am bekanntesten von ihnen ist Sir Noel Buxton, ein Mann von ungemein großer Überredungsgabe und Geschicklichkeit, der die bei Engländern nicht häufige Gabe besitzt, sich rasch der Denkweise anderer Völker anzupassen, der viele fremde Sprachen spricht, der sich mit der Gewandtheit des erfahrenen Globe-

trotters in aller Herren Ländern zurechtfindet, und der, kurz gesagt, die Kunst beherrscht, auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen. Kein Komitatschi war ihm je zu schmutzig und abgerissen, als daß er ihm nicht brüderlich die Rechte geschüttelt und in einem nach Schafmist duftenden Räuberloche ewige Freundschaft zugeschworen hätte. Jeweils unter Verabreichung einiger klingender Pfundstücke, versteht sich. Aber derselbe Sir Noel Buxton saß drei Tage später in tadellosem Dreß wieder in irgendeinem balkanischen Grand Hotel beim Diner, umgeben von einem Kreise auf seine Kosten schmausender, Sekt trinkender und Importen rauchender Federhelden, deren politische Überzeugung vom Gastgeber mit untrüglicher Sicherheit nach Pfundnoten bewertet wurde. Und er machte nicht minder gute Figur in den Kabinetten der Minister wie in den Salons der Belgrader, Sofioter oder Bukarester Gesellschaft.

Neben ihm nahm sich sein Bruder Charles Roden Buxton beinahe bescheiden aus. Er war gewissermaßen der dunkle Trabant, der um die strahlende brüderliche Sonne kreiste; ein boshafter Peroter Kenner des edlen Brüderpaares hat ihn einmal sehr witzig den Chef der Claque genannt. Denn Sir Noel Buxton brauchte für seine von heiliger Überzeugung triefenden Reden an die jeweiligen balkanischen Nationen ein Echo, das seine Worte wiedergab, sie unterstrich, ihnen zustimmte und bei den übrigen Zuhörern für den rechten Widerhall sorgte.

Das also sind die Brüder Buxton. Sir Noel ist Mitglied des englischen Unterhauses, und wenn man in London fragt, was dieser Herr sonst noch tue, und wovon er lebe, so erhält man die Antwort: „Sir Noel ist der Präsident des Londoner Balkankomitees." Das klingt jedenfalls nach etwas, und es ist zweifellos, daß dieser Präsidentenposten seinen Mann gut ernährt. Auch die andere brüderliche Hälfte, Charles Roden Buxton, braucht dabei nicht zu verhungern. Weniger klar und durchsichtig sind Zwecke und Ziele dieses Balkankomitees. Da es aber in London ansehnliche Bureauräume und allerlei Angestellte hat, so muß schon irgendetwas dahinter sein. Und es ist auch etwas dahinter. Dieses Londoner Balkankomitee, dessen notorisch sehr reiche Mittel aus weniger notorischen

Quellen fließen, ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Instrument der britischen Regierung zur Verhetzung der Balkanvölker, zur Bestechung ihrer Politiker und Journalisten und zur Vorbereitung der längst nicht mehr dunklen Ziele Englands im Orient. Sir Noel Buxton ist in diesem Unternehmen Chef und Reisender zugleich. Denn keiner kennt so wie er die Kundschaft und die gewundenen Schleichwege, auf denen man dort unten in den früher als interessant bezeichneten Ländern Eingang findet, und man muß zugeben, daß Sir Noel lange Zeit hindurch auf jenem Markt alle Mitbewerber geschlagen hat.

Nicht ganz klar ist es bis zum heutigen Tage, was Sir Noel Buxton und seinen Bruder bewogen hat, sich diesem so schwierigen und aufreibenden Tätigkeitsgebiet zu widmen. Denn früher, so etwa vor einem Jahrfünft, hatte der edle Herr ganz andere Interessen. Er war damals im englischen Parlament einer der Wortführer des radikalen Flügels der Liberalen, ungefähr von der Tonart der „Daily News", bevor sie sich mit dem „Morning Leader" verschmolzen hatten, und des „Manchester Guardian", der unter allen großen englischen Tageszeitungen auch heute noch am entschiedensten die alten Ideale des englischen Liberalismus vertritt, und der sich von pöbelhaften Ausfällen gegen Deutschland bisher im allgemeinen freigehalten hat. Als überzeugungstreuer Mann, der er damals schien, focht Sir Noel Buxton manchen Strauß mit Mr. Asquith und besonders mit Winston Churchill aus, denen er die Schuld an der uferlosen englischen Flottenrüstung zuschob. Und gegen Sir Edward Grey erhob er den Vorwurf, daß seine Politik der Entente mit Frankreich und Rußland England in den Krieg mit Deutschland stürzen müsse, wenn die britische Regierung nicht alles daransetze, um mit dem germanischen Vetter zu einer aufrichtig gemeinten Verständigung und zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Mächten zu kommen. Jedermann wußte damals auch, daß Sir Noel Buxton ein überzeugter Gegner der Anlehnung Englands an Rußland war, und Sir Arthur Nicolson wußte im besonderen, wie sehr Buxton seine Bemühungen um das Zustandekommen des britisch-russischen Abkommens über Persien zu durchkreuzen versucht hatte. Mit einem Worte

gesagt: Sir Noel Buxton war damals, und zwar noch in dem kritischen Agadir-Sommer von 1911, durchaus deutschfreundlich.

Ein solcher Mann mußte in solcher Zeit den Herren Asquith, Grey und Churchill natürlich sehr unbequem sein, und vom Standpunkt der englischen Politik war es durchaus begreiflich, daß sich einflußreiche Leute bemühten, dem Sir Noel Buxton einen anderen Wirkungskreis zu geben, in dem er die Absichten der britischen Regierung nicht mehr durchkreuzen konnte. Über diese Absichten braucht man heute kein Wort mehr zu verlieren. Es ist aber auch wieder einmal ein Beweis für die außerordentliche Geschicklichkeit der Leiter des englischen Staatswesens, daß sie es verstanden, ihren bisherigen Gegner zu ihrem ergebenen Diener, daß sie es fertig brachten, aus diesem deutschfreundlichen Saulus einen türkenfeindlichen Paulus zu machen. Aber ein Präsidentenposten mit unbegrenzten Reisespesen tut bei manchen Leuten Wunder, noch dazu, wenn es sich um einen Posten handelt, der nach außen hin repräsentabel, im Innern nicht gerade mühsam, dafür aber gut bezahlt ist. Sir Noel Buxton wurde also Präsident des Balkankomitees und begab sich alsbald auf die Tour, um seine neue Überzeugung an den Mann zu bringen. Da er von den Leuten nicht nur kein Geld verlangte, sondern ihnen sogar noch welches mitbrachte, so war seine Aufnahme natürlich gut, und der frühere geschworene Russenfeind konnte bald nach London berichten, der hohe Aufsichtsrat seines Unternehmens könne ganz beruhigt sein: das Geschäft gehe glänzend. Der Herr Präsident tat ja auch im Grunde nichts anderes als das, was andere Reisende und Agenten auch tun, wenn sie sich verbessern können: er arbeitet jetzt für die Konkurrenz, die er früher bekämpft und schlecht gemacht hatte; er trieb auf dem Balkan türkenfeindliche, russenfreundliche Propaganda, und es gelang ihm, die Balkanvölker glücklich so gegeneinander zu hetzen, daß sich dieser wildentflammte Haß in den Greueln der beiden Balkankriege ungehemmt und fürchterlich entlud.

Als der Weltkrieg ausgebrochen war, und als es sich darum handelte, den Balkan auf die Seite der Entente zu bringen, da erinnerte sich der Londoner Aufsichtsrat wieder

der guten Dienste des Präsidenten des Balkankomitees und sandte Sir Noel Buxton, von seinem Bruder begleitet, aufs neue hinaus, um nun den Haß gegen Deutschland zu schüren, wie er ein paar Jahre zuvor den gegen die Türken geschürt hatte. Diese waren damals, im September und Oktober 1914, zwar noch neutral; aber die Brüder Buxton trauten sich denn doch nicht nach dem Goldenen Horn; sie wußten wohl, wie sie dort angeschrieben waren. Türkische Blätter machten bei ihrem Wiederauftauchen auf dem Balkan von ihren Gefühlen gegen die beiden Herren denn auch kein Hehl; sie nannten Sir Noel Buxton mit einiger Deutlichkeit den politischen Agenten Englands auf der Balkanhalbinsel, diesen edlen Sir Noel, der die furchtbaren Greuel des Balkankrieges vorbereitet und veranlaßt hatte. Und sie nannten ihn ein blutiges Ungeheuer, dessen Fuß den Boden verdorren mache, wohin er trete. Aber auch in Sofia hatten die Brüder Buxton begreiflicherweise diesmal kein Glück; man wußte, wie sehr sie an dem russisch-serbischen Verrat gegen Bulgarien beteiligt gewesen waren. Deshalb beglückten sie alsbald die rumänische Hauptstadt mit ihrer Anwesenheit, während der gerade König Carol das Zeitliche segnete. Als Gentlemen, die wissen, was sich ziemt, wollten sie an dem Leichenbegängnis des Königs von Rumänien teilnehmen, und sie waren in Begleitung eines Sohnes des russophilen bulgarischen Politikers Geschow in einem Automobil gerade auf dem Wege, als ein aus Saloniki gekommener junger Türke namens Paschil Hassan auf das Trittbrett des Wagens sprang und vier Revolverschüsse auf die Insassen abfeuerte, wobei alle drei Herren verwundet wurden. Sir Noel trug einen Schuß in die Kinnlade davon; Mr. Charles Roden Buxton wurde in die Brust geschossen, und der junge Herr Geschow bekam einen Streifschuß am Kopfe. Es hatte den Brüdern Buxton also nichts genutzt, daß sie Konstantinopel gemieden hatten; sie mußten die Erfahrung machen, daß sie auch sonst auf dem Balkan ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und sie verließen nach ihrer Wiederherstellung denn auch schleunigst diese Gegend Europas, in der man ihre segensreiche Tätigkeit so schlecht entlohnt hatte.

Wie sich heute die Dinge auf der Balkanhalbinsel entwickelt haben, werden sich die Brüder Buxton wohl so bald

dort nicht mehr sehen lassen dürfen. Ihre ruchlose Hetzertätigkeit begleiten Verwünschungen der Türken und der Bulgaren, und auch die Serben, Montenegriner und Rumänen werden ihnen nach der Wendung, die die Dinge für sie genommen haben, fluchen als zwei böse Dämonen, die teuflische Werkzeuge einer teuflischen Politik gewesen sind. England ist das Land, das diese edlen Brüder geboren und zu dem gemacht hat, was sie heute sind.

Miljukow, der Kadettenführer.

Um auf Zweck und Ziel dieser Ausführungen zu kommen, ist es nötig, zunächst von Iwan Logginowitsch Goremykin zu reden, der Ende Januar 1916 seinen Abschied als Präsident des russischen Ministerrates erhalten hat. Die politische Ruine war längst abbruchreif; der Zar aller Reußen tut aber nicht gern etwas, das ihm von allen Seiten nahegelegt wird. Und die russische Presse aller Schattierungen war sich schon seit dreiviertel Jahren darüber einig, daß der Mummelgreis gut daran tue, seine hagere, ausgetrocknete Gestalt mit den für russische Staatsmänner ältesten Schlages typischen Bartkoteletten endlich im wohlverdienten Ruhestande zu pflegen. Bereits im Juli 1915 wurde Goremykins Rücktritt als beschlossene Tatsache verkündet, Grund genug für den Zaren, ihn noch zu halten. Denn wo bliebe das Selbstherrschertum, wollte man sich von der öffentlichen Meinung vorschreiben lassen, was man zu tun und zu lassen hat! Nachdem es aber eine Weile still davon geworden war, benutzte Nikolaus II. die günstige Gelegenheit, um sich von dem Manne zu trennen, der ihm bereits zum zweiten Male außerordentliche Dienste geleistet hatte. Das erste Mal war das vor 10 Jahren geschehen, als Goremykin nach der Revolution und nach dem Sturz Wittes unmittelbar vor dem Zusammentritt der ersten Duma im Mai 1906 das Präsidium des Ministerrates übernommen hatte. Dazu gehörte Mut; denn niemand glaubte, daß die russische Regierung sich als stärker erweisen werde in dem Augenblick, da die aus der Revolution geborene, von revolutionärem Geiste erfüllte erste Duma sich anschickte, den Kampf mit dem Absolutismus und der allmächtigen Bureaukratie aufzunehmen. Die beiden traditionellen Machtfaktoren erwiesen sich in diesem Kampfe als stärker; immerhin zeugte der Entschluß Goremykins, die Duma aufzulösen und mit

Dr. Salvatore Barzilai.

Professor Paul Miljukow.

Hilfe von Kosaken auseinanderzujagen, von politischer Kühnheit. Denn niemand konnte damals wissen, ob nicht ein neues, wilderes Aufflammen der Revolution die Folge sein würde. Goremykin übernahm aber dem Zaren und dem Lande gegenüber die Verantwortung; er trat nach der Auflösung der Duma zurück und überließ Stolypin das Ministerpräsidium, um sich fernerhin als Mitglied der äußersten Rechten nur im Reichsrat zu betätigen.

Anscheinend haben diese Dinge nicht das geringste mit dem gegenwärtigen Kriege zu tun. Aber es scheint nur so. In Wirklichkeit bedeutete der Sieg der Regierung im Kampfe mit dem eine freiheitliche Entwicklung erstrebenden russischen Volke die Rückkehr zu den traditionellen Bestrebungen Rußlands auch in der auswärtigen Politik, nachdem das Abenteuer in Ostasien ein so schlimmes Ende genommen hatte. Dieses wichtigste und letzte, niemals aus den Augen verlorene Ziel des ewig expansionsbedürftigen Moskowiterreiches ist seit Peters des Großen Tagen der Besitz Konstantinopels und der Meerengen am Bosporus und Hellespont. Es galt für Rußland, im Innern so rasch wie möglich Ruhe zu schaffen, damit man sich wieder westwärts nach dem Balkan wenden konnte. Stolypins Gewaltherrschaft wußte mit Knute und Galgen in Rußland bald wieder die Ruhe des Kirchhofs herzustellen; derweil betrieb Herr von Iswolskij mit großem Geschick seine Balkangeschäfte von der Sängerbrücke aus, und zwar nach dem Zustandekommen des russisch-englischen Abkommens von 1907 mit enger Anlehnung an das Londoner Kabinett, das in Sir Arthur Nicolson einen überaus geschickten Unterhändler auf den Petersburger Botschafterposten gesandt hatte. Herr von Iswolskij glaubte nach der Konferenz von Buchlau die freie Dardanellendurchfahrt für Rußland auch schon in der Tasche zu haben; das galt ihm mit Recht als ein gewaltiger Fortschritt auf dem Wege zum Goldenen Horn. Für dieses Zugeständnis Österreich-Ungarns hatte er der förmlichen Annexion Bosniens und der Herzegowina zugestimmt; der verstorbene Baron Lexa von Aehrenthal war aber noch früher aufgestanden als Alexander Petrowitsch von Iswolskij; denn der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen hatte sehr wohl gewußt, daß England der Freigabe der Meerengen für Rußland niemals zustimmen

werde. So war der Konflikt mit den Mittelmächten entstanden, der im Frühjahr 1909 beinahe zum Kriege geführt hätte.

An dem Willen Rußlands, den Krieg mit den Mittelmächten zu wagen, um nach deren Bezwingung freie Hand gegen die Türkei zu erhalten, war schon damals nicht zu zweifeln; der Waffengang wäre auch schon im Frühjahr 1909 nicht zu vermeiden gewesen, hätte Rußland sich in jenen kritischen Märztagen bereits stark genug dazu gefühlt. Jedenfalls war es offenbar, daß Rußland die Konsequenzen aus dem Bismarckschen Wort, daß der Weg nach Konstantinopel durch das Brandenburger Tor führe, früher oder später zu ziehen gedachte. Kokowzow, der vor diesen äußersten Folgen noch zurückschreckte, und dem augenscheinlich die erforderliche Entschlossenheit fehlte, mußte im Februar 1914 gehen, und an seine Stelle ward zur allgemeinen Überaschung Iwan Logginowitsch Goremykin berufen, der mittlerweile schon 75 Jahre alt geworden war. Es war der zweite außerordentliche Dienst, den Goremykin dem Zaren geleistet hatte; Nikolaus II. brauchte einen Mann, der sich dem Begehren der kriegslüsternen Partei bei Hofe und den kriegerischen Zielen Ssasonows nicht widersetzte, der die letzten Rüstungen billigte und das kriegerische Abenteuer mit seinem Namen zu decken bereit war.

Goremykin hatte zwar im Jahre 1906 gezeigt, daß er sich nicht um den Willen der Duma scherte, die mittlerweile übrigens ihr einst so revolutionäres Programm bis zur Unkenntlichkeit verwässert hatte; trotzdem würde er wohl kaum die Verantwortung für den Angriffskrieg gegen die Zentralmächte übernommen haben, hätte er nicht gewußt, daß die Volksvertretung so gut wie die überwiegende Mehrheit der russischen Intelligenz hinter ihm stand. Besonders der einflußreichen Kadettenpartei und ihrer intellektuellen Anhänger war er ganz sicher. Diese Partei war ein Produkt der Revolution von 1905; es ist die Partei der konstitutionellen Demokraten. Von den Anfangsbuchstaben K und D dieser beiden Begriffe, die als internationale Worte auch in die russische Sprache übergegangen sind, hat die Partei ihren Namen erhalten. Ihr Führer ist der Professor Paul M i l j u k o w, der Mitbegründer der „Rjetsch“, des führenden Kadettenblattes, das wenige Wochen nach dem Oktobermanifest des

Zaren vom Jahre 1905 ins Leben gerufen wurde, und dem Miljukow eine Zeitlang als Chefredakteur vorstand. Jetzt ist er der bedeutendste Mitarbeiter der sehr verbreiteten Zeitung, und sein Ehrgeiz schriftstellerischer Art geht dahin, Menschikow zu erreichen, der Rußlands begabtester Publizist und die Hauptanziehungskraft der „Nowoje Wremja“ ist. Das wird ihm zwar nie gelingen; aber dafür besitzt Miljukow den weit gefährlicheren Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, und er spielt sie in der Tat. Er hat als kluger Mann bald eingesehen, daß mit Gewalt in Rußland nichts zu machen sei, und er war es in erster Linie, der die anfänglich so radikale Kadettenpartei in das opportunistische Fahrwasser bugsierte. So hatte er am ehesten Aussicht, von der Regierung etwas zu erreichen, zumal er nichts unterließ, um die Bürgertum und Intelligenz in Rußland immer stärker erfassende nationalistische Strömung zu stärken.

Dieser Strömung hat man bei uns in der Beurteilung der russischen Liberalen bisher so gut wie gar nicht Rechnung getragen; man hatte nicht nur bis zum Kriegsausbruch, sondern auch noch darüber hinaus in Deutschland allen Ernstes geglaubt, die Gegnerschaft der Kadetten gegenüber der Regierung bedinge auch eine Gegnerschaft dieser Partei in Sachen der russischen Auslandspolitik. Und man konnte noch gelegentlich der Demission Goremykins selbst in großen deutschen Zeitungen Aufsätze lesen, in denen unverhohlen dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben war, daß in Rußland augenscheinlich der alte reaktionäre Kurs weiter verfolgt werde, was aus der Berufung des der äußersten Rechten angehörenden Reichsrats Stürmer — der Ende November 1916 seinerseits wieder durch den Verkehrsminister W. F. Trepow ersetzt wurde — unzweideutig hervorgehe. Da gegenwärtig alle Vorgänge bei unseren Feinden nur und ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des Krieges beurteilt werden können und auch beurteilt werden, so heißt das natürlich nichts anderes, als daß man von der Berufung eines Mannes der Rechten keine Änderung in der Gesinnung des offiziellen Rußland Deutschland gegenüber erwartet, während man die Ernennung eines den Kadetten etwas näherstehenden Mi-

nisterpräsidenten mit Freuden begrüßt und als Friedenszeichen gedeutet hätte.

Es hält ungemein schwer, diesen bis in die Kreise unserer Berufspolitiker hinein verbreiteten Grundfehler der Beurteilung russischer Verhältnisse richtigzustellen. In der Feindschaft gegen Deutschland sind vielmehr alle Parteien Rußlands, zur Rechten sowohl wie zur Linken, einig; es fragt sich noch sehr, ob die extremen Reaktionäre aus den Kreisen um den Heiligen Synod und die Männer vom Schwarzen Hundert oder aber die Kadetten und das ihnen anhängende städtische Bürgertum feindseliger gegen uns gesinnt sind. Denn diese letzteren sind hinsichtlich der Ziele der russischen Auslandspolitik vollkommen einig mit der Regierung, so einig, daß ihr Führer Miljukow wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges in der Duma der Regierung vorgeworfen hat, der sibirische Bauer und „Wundertäter" Rasputin habe in einem kritischen Augenblick seinen großen Einfluß auf den Zaren dazu benutzt, diesen vom Kriege gegen die Zentralmächte abzuhalten. „Der russische Staat befindet sich in der Gewalt eines Landstreichers", so sagte damals Miljukow, und seine Angriffe gegen die Regierung ließen keinen Zweifel daran, daß die Kadetten während des zweiten Balkankrieges einen bewaffneten Zusammenstoß zwischen Rußland und den Mittelmächten erwartet und gewünscht hatten. Miljukows damaliger Vorstoß ist bei uns wie so manches andere fast unbeachtet geblieben; er war um so bedeutsamer, als Ssasonow in der Sitzung anwesend war, ohne Miljukow auch nur mit einem Wort zu widerlegen. Dieses Stillschweigen des Ministers des Auswärtigen war eine beredte Zustimmung zu den Ausführungen des Kadettenführers, der klipp und klar die Ziele der russischen Balkanpolitik erörterte, indem er die Haltung der Regierung während des zweiten Balkankrieges schwächlich nannte und in kaum verhüllten Worten durchblicken ließ, daß Rußland im Interesse seiner politischen Ziele eine aggressive Haltung gegen die Türkei und die Mittelmächte hätte annehmen sollen.

Das war vor dem Kriege. Während des Krieges hat der Herr Professor Miljukow noch weit weniger ein Blatt vor den Mund genommen; nicht nur in der Duma, auch

sonst hat er aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Er hat sich, es ist kaum anderthalb Jahre her, von dem bekannten italienischen Journalisten Luciano Magrini für den „Secolo“ interviewen lassen, und er hat diese Gelegenheit benutzt, um laut zu verkünden, daß das Ziel ganz Rußlands Konstantinopel und die Meerengen sei. Die Türkei wollte Herr Miljukow zerstückeln und unter dem Vierverband aufteilen; Österreich sollte in einzelne Staaten zerschlagen werden, Galizien — selbstverständlich — an Rußland fallen. Das ist so das Wichtigste aus Miljukows Kriegszielen.

Nun wird man fragen: Was haben die russischen Liberalen, ihre parlamentarischen Vertreter sowohl wie das Bürgertum, gegen Deutschland, das doch ihre Bestrebungen von Anfang an stets so günstig beurteilt und moralisch unterstützt hat? Die Antwort auf diese Frage lautet, daß die russischen Liberalen zunächst einmal Russen und dann noch lange nicht liberal sind, wiewohl sie sich so nennen. Der Deutschenhaß in Rußland ist zwar von den Reaktionären ausgegangen, er hat aber längst das ganze Volk durchseucht, und er ist in der Form des Panslawismus heute sozusagen selbstverständlich und populär. So ist auch der gegenwärtige Krieg zumindest bis zum Beginn des großen Rückzuges aus Galizien und Polen beim russischen Bürgertum durchaus volkstümlich gewesen, und die anfänglich bei uns gehegte Hoffnung auf den baldigen Ausbruch einer Revolution im Zarenreiche war deshalb überaus töricht. Kriegsgegner waren und sind nur die russischen Sozialdemokraten; sie werden aber, wie man weiß, derzeit mit rücksichtsloser Brutalität niedergehalten.

Aber Herr Miljukow und seine Kadetten haben noch einen anderen, freilich nicht immer laut verkündeten Grund, die Regierung im Kampfe gegen die Mittelmächte zu bestärken. Sie erhoffen nämlich, so oder so, von dem Kriege politischen Einfluß. Geht der Krieg glücklich aus, so wird, meinen sie, Väterchen nicht umhin können, das Volk für seine Ausdauer und Tapferkeit zu belohnen und dem Bürgertum größeren Einfluß auf die Staatsgeschäfte einzuräumen. Nimmt aber der Krieg ein böses Ende, so sagen sie: die Regierung muß uns zur Mitregierung heranziehen; denn das System der Reaktion hat kläglich Fiasko erlitten.

In diesen beiden Schlußfolgerungen zeigen die russischen Liberalen, daß sie — Russen sind. Auch der kluge Herr Miljukow jagt hier einer Utopie nach; seine politischen Ziele verlieren sich hier in nebelhaften, jedes festen Untergrundes entbehrenden Theorien. Die Wahrheit ist, daß das russische Selbstherrschertum niemals freiwillig auch nur das Geringste gewähren wird, ebensowenig, wie es jemals nach verlorenem Kriege seine Unfähigkeit eingestehen würde. Herr Miljukow und seine Kadetten jagen, politische Anfänger in diesem parlamentarisch jüngsten Lande, Phantomen nach; ihnen winkt weder die Hagia Sophia, noch winkt ihnen ein Ministerportefeuille. Ihnen winkt, wenn der Krieg zu Ende und der Absolutismus seiner wieder sicher ist, — Sibirien, sobald sie ernstlich versuchen werden, in Rußland zur Macht zu kommen.

Aristide Briand.

Es ist eine eigenartige und bezeichnende Erscheinung, daß in den Ländern unserer Feinde alle Männer, die entweder für den Ausbruch des Krieges unmittelbar verantwortlich waren oder doch bei Kriegsbeginn an führender Stelle standen, beizeiten ihre Haut zu wahren suchen. In Frankreich sind Delcassé und Viviani zurückgetreten, von den kleineren Göttern des „Ministeriums der nationalen Verteidigung" zu schweigen. In England hatte sich der am schwersten kompromittierte Churchill eine Zeitlang in die flandrischen Schützengräben geschlagen; nun sitzt er als einfaches Parlamentsmitglied im Unterhaus und macht seinen früheren Ministerkollegen Opposition. In Italien hat das Kabinett Salandra die österreichisch-ungarische Frühjahrsoffensive von 1916 zum Anlaß genommen, um die Mühen und Fährnisse der Verantwortung abzuschütteln, und Sonnino ist nur auf Englands Befehl in der Consulta geblieben. In Rußland vollends kommen und gehen die Minister wie in einem Taubenschlage. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Dergleichen ist in der politischen Geschichte der neuesten Zeit ein Novum; das Beispiel von 1870, das man vielleicht anführen könnte, hinkt; denn am 4. September des französischen Unglücksjahres stürzte kein Ministerium, sondern ein Regime.

Es scheint also nicht gerade der Mut zu sein, der in der Brust der Vierverbandsminister seine Spannkraft übt. Wer weiß? Vielleicht hätte auch Herr Poincaré nicht übel Lust, sich auf französisch zu drücken. Aber der Präsident der Republik ist nicht mit täglicher Kündigung angestellt; er hat einen siebenjährigen Kontrakt, und ohne zwingenden Grund kann er die Arbeit nicht niederlegen. Womit nicht gesagt sein soll, daß das französische Volk von den Leistungen seines Präsidenten sonderlich erbaut ist. Könnte es, wie es wollte,

dürfte es, unbeeinflußt von schwülstigen und benebelnden Phrasen, seiner innersten Überzeugung folgen, es ist kein Zweifel: das französische Volk in seiner erdrückenden Mehrheit würde Herrn Poincaré lieber heute wie morgen zum Teufel jagen. Und Poincaré, schlau wie er ist, wird sich über Frankreichs wahre Gesinnung ihm und seinen ministeriellen Helfershelfern gegenüber auch wohl kaum einer Täuschung hingeben. Wäre es anders, Präsident und Ministerium wären in den ersten Septembertagen von 1914 nicht bei Nacht und Nebel nach Bordeaux geflohen.

Nur ein Mitglied der französischen Regierung blieb in Paris zurück. Es war der Justizminister und Großsiegelbewahrer der Republik, Herr Aristide Briand. Die Flucht Poincarés, Vivianis und der anderen nach Bordeaux wird ewig an ihnen hängen bleiben; man wird ihnen in dem Lande der Phrase und der schönen Geste Herrn Briand gegenüberstellen, der vor den heranrückenden Deutschen keine Furcht gezeigt habe. Briand hat auch späterhin bewiesen, daß er Mut besitzt. Er hätte sich zugleich mit Viviani aus dem Staube machen können; aber er hat entschlossen die Zügel der Regierung ergriffen, und die Macht seiner Persönlichkeit hatte sich als so groß erwiesen, daß der Schwerpunkt des Vierverbandes binnen kürzester Frist von London nach Paris rückte. Bald nahmen freilich die Engländer das Heft wieder in die Hand; gegen die Macht der unumstößlichen Tatsache, daß Frankreich längst geschlagen wäre, wenn nicht die Engländer ein volles Drittel der französischen Front halten würden, vermag auch die persönliche Bedeutung des Herrn Briand nicht aufzukommen. Der Rückschlag auf seine Geltung in Frankreich wäre auch nicht ausgeblieben, wenn er nicht immer zur rechten Zeit den gesunkenen Mut der Franzosen durch tönende Phrasen neu beleben würde. Und seine Bedrängnis in der Kammer war manchmal groß genug. Sozialistische Deputierte hatten laut der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß Frankreich verbluten müsse. „Gewiß," erwiderte Herr Briand darauf, „Frankreich wird verbluten. Aber seine Stirn wird der Lorbeer des Siegers schmücken." Und die Deputiertenkammer jubelte dem Redner zu. Bei einem Volk, dessen Widerspruch sich mit einer schönen Geste, einer tönenden Phrase, mit einem gesprochenen Nichts zu

jubelnder Zustimmung wandeln läßt, wird ein Redekünstler wie Briand stets gewonnenes Spiel haben.

Seine Karriere ist, so glanzvoll sie ist, recht eigenartig. Aristide Briand, der am 28. März 1862 zu Nantes geboren ist, stammt aus äußerst bescheidenen Verhältnissen. Sein Vater war ein kleiner Gastwirt, der mit der Mütze auf dem Kopfe hinter dem Schanktisch stand, und der in der französischen Provinzstadt eine jener Winkelvergnügungsstätten unterhielt, die man in Deutschland Animierkneipe mit Variétébetrieb nennt. Mit dem elterlichen Lokal war eines der kleinen Hotels verbunden, in denen die Gäste selten allein abzusteigen pflegen. Allzusehr mit ethischen und moralischen Grundsätzen beschwert wird der junge Briand von seinen Eltern also wohl nicht in die Welt entlassen worden sein. Immerhin, sie taten etwas für ihren Sprößling und ließen ihn Jura studieren, so daß sich Aristide Briand in Saint-Nazaire als Advokat niederlassen konnte. Eine unangenehme Affäre machte ihn in der kleinen bretonischen Stadt unmöglich; ein Feldhüter hatte ihn in einer allzu zärtlichen Situation — nebenbei bemerkt, mit der Gattin eines Appellationsgerichtsrates — überrascht, und dergleichen wird in Frankreich mit Gefängnis bestraft. Briand ging nach Paris, und er setzte schließlich in dritter Instanz auch seine Freisprechung durch. Aber das änderte nichts daran, daß es ihm einige Jahre hindurch außerordentlich schlecht ging. In Saint-Nazaire hatte er sich nach kurzer boulangistischer Jugendverirrung dem radikalen Sozialismus in die Arme geworfen, und als er nach Paris kam, ging ihm bereits ein Name als Agitator voraus. Innerhalb der sozialistischen Partei wirkte er denn auch eine Reihe von Jahren. Er wurde der Verkünder des Generalstreiks; er widmete sich den französischen Gewerkschaften, deren Verbände er organisierte, und als sozialistischen Generalsekretär wählte ihn im Jahre 1902 die Fabrikstadt Saint-Etienne in die Kammer. Der anarchistisch-sozialistische Hetzer wurde alsbald Berichterstatter über das Gesetz der Trennung von Kirche und Staat, und Briand zeigte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal vor der breitesten Öffentlichkeit seine parlamentarischen und staatsmännischen Fähigkeiten. Als das Trennungsgesetz in Kraft trat, mußte man zu dessen Durchführung in Frankreich keinen geeigneteren

Mann als Briand zu finden; so wurde er im Jahre 1906 als Unterrichtsminister in das Kabinett Sarrien berufen, und auch in Clémenceaus dreijährigem Ministerium verwaltete er dieses Portefeuille. Nach Clémenceaus Sturz im Juli 1909 wurde Briand Ministerpräsident; sieben Jahre, eine lächerlich geringe Zeitspanne, hatte dieser Mann gebraucht, um vom neugebackenen Deputierten bis zum höchsten Posten im Staate aufzusteigen.

Die Gabe, der Briand seine beispiellose Karriere verdankt, ist seine Beredsamkeit. Er ist seit Jaurès' Tod der beste Redner in der Deputiertenkammer, und das will wahrlich etwas heißen. Alle seine reichen Gaben und seine großen Fähigkeiten gipfeln in seiner Redekunst, die von einem wundervollen Organ noch unterstützt wird. Brisson, der zwar nicht Aristide hieß, den man aber den Aristides der dritten Republik nannte, Brisson hat einmal von Briands Rednergabe gesagt: „Sie ist ein Muster von Klarheit. Sie geht direkt aufs Ziel los. Sie ist einfach und kraftvoll. Alle rhetorischen Elemente, die nicht zur Erreichung des praktischen Zieles helfen, sind aus seiner Beredsamkeit verbannt. Darum fehlt dieser Rede alles überflüssige, aber es mangelt ihr nie etwas Notwendiges. Sie hat etwas Herrschendes, Sieghaftes, sie ist ein wichtiges Mittel für grandiose Wirkungen. Briand weiß zur richtigen Zeit und am rechten Orte souverän über dieses Mittel zu gebieten."

Aber Briands Wortkunst verfolgt noch ein höheres Ziel. Sie dient ihm dazu, den Mangel an Charakter und überzeugungstreue zu verbergen, dem er im Grunde genommen seinen glanzvollen Aufstieg verdankt. Der Wühler und Volksaufwiegler aus dunstigen, rauch- und alkoholgeschwängten Arbeiterversammlungen würde heute nicht Frankreichs Geschicke lenken, würde nicht die Augen der Welt auf sich gezogen und sich die Gunst von Kaisern und Königen erworben haben, wenn er seinen einstigen Idealen treu geblieben wäre. Doch niemals hat Aristide Briand Ideale, hat er eine überzeugung gehabt. Er ist, politisch gesprochen, Frankreichs erfolgreichster Opportunist; menschlich gesprochen, ist er ein Streber, der mit allen Fasern seines Wesens dem Glück entgegenfieberte, das er ersehnt hat. Dieses Glück ist

für ihn Macht, Ansehen, Reichtum und Wohlleben, Lebensgenuß. Mit virtuoser Meisterschaft hat er es verstanden, in allen Lebenslagen das von sich fernzuhalten, was irgendwie hätte geeignet sein können, ihn in seinem Streben zu hemmen und ihn vom Ziele abzubringen. Briand hat sich nicht verheiratet; er hat von jeher das Bestreben gehabt, sich mit aller Welt gutzustellen; Feindschaften ist er stets aus dem Weg gegangen, und den chamäleonartigen Wechsel seiner politischen Anschauungen und Überzeugungen hat seine vor nichts zurückschreckende, alle Schwierigkeiten spielend bewältigende Dialektik stets zu beschönigen gewußt. So kam es, daß alle, die selbst keine festen Überzeugungen hatten, von der Lauterkeit seines Gesinnungswechsels stets überzeugt waren.

Einem solchen Manne konnte es natürlich auch nicht schwer werden, sich die Melodie des Revanchebarden zu eigen zu machen. Wohl war Briand der einzige gewesen, der es einmal gewagt hatte, in der Kammer in bezug auf Deutschland von „allmählichem Vergessen" zu sprechen. Briand hat dieses Vergessen seiner eigenen Worte und Anschauungen wie stets so auch in diesem besonderen Falle geübt. Als er sah, daß Poincaré der Mann des Tages war, zögerte er nicht, an seine Seite zu treten und unmittelbar nach der Präsidentenwahl Poincarés Nachfolger als Ministerpräsident zu werden. Aber er war doch auch wieder zu schlau, um sich mit dem Präsidenten der Republik völlig zu identifizieren, was zu Anfang September 1914 bei der allgemeinen Flucht sein Verbleiben in Paris bewies. So mag auch Briands Mut und Entschlossenheit, unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Regierung zu führen, auf seine Erwägung zurückzuführen sein, daß das Dach, unter dem er heute weilt, zwar seit langem schwelt, daß es aber vorläufig noch nicht zu hellen Flammen auflodern und daher auch nicht so rasch über seinem Kopfe zusammenbrechen wird. Denn sicherlich hat Briand erkannt, daß der Krieg lange währen wird, und daß es den Zentralmächten nicht im ersten Ansturm gelingen werde, ihre Feinde niederzuschmettern. Ob er bei der Übernahme der Regierung im Herbst 1915 allerdings noch an Frankreichs Sieg geglaubt hat, das ist angesichts seiner Klugheit und seiner Gabe zu kühler Überlegung wenig

wahrscheinlich. Dagegen sprechen auch die phrasengeschwollenen Reden, die er seither bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit dem bekannten Endrefrain von der victoire finale gehalten hat. Wüßte Aristide Briand ein Mittel, den Endsieg an Frankreichs Fahnen zu fesseln, er würde nicht reden, sondern handeln. Denn daß er, wenn es not tut, auch ein Mann der Tat sein kann, das hat er als Minister in mancher bedrohlichen Lage wiederholt bewiesen. So tut er aber nichts anderes als das, was alle seine Kollegen in Frankreich und in den übrigen Ländern der Entente auch tun: Er schürt und hetzt unentwegt weiter, er sucht den Haß der Franzosen gegen ihre Feinde bis zur Sinnlosigkeit aufzustacheln; er hat nichts unversucht gelassen, um die Neutralen, die nur irgendwie in Betracht kommen konnten, in den Krieg hineinzuziehen, alles nur zu dem Zweck, das Schlachten solange wie möglich zu verlängern, das Eingeständnis der Niederlage immer wieder hinauszuschieben. Briand glaubt das ohne große Gefahr für sich selbst wohl deshalb wagen zu können, weil er am Kriegsausbruch nicht unmittelbar beteiligt war. Und er glaubt vielleicht auch, mehr klug als mutig, sich wie Delcassé und Viviani vor dem „Endsieg", der in Wirklichkeit die Niederlage sein wird, noch rechtzeitig in Sicherheit bringen zu können.

Jonescu, Filipescu und Costinescu.

Unter den mancherlei politischen Enttäuschungen, die der Weltkrieg Deutschland und seinen Verbündeten gebracht hat, war die Haltung des Königreichs Rumänien eine der größten. Wenn hier von der Enttäuschung der Zentralmächte gesprochen wird, so darf man freilich weniger an die Regierungen als an die Völker denken, die, mit den inneren Verhältnissen des Staatswesens an der unteren Donau nur wenig vertraut, das Land Carols und Elisabeths als eine befreundete Nation betrachtet hatten, der sie in jeder Hinsicht glaubten Vertrauen schenken zu dürfen. Dafür schien nicht nur das deutsche Fürstenpaar auf dem rumänischen Königsthrone, dafür schien auch Rumäniens wohlerwogenes politisches Interesse zu bürgen, das in dem engen Anschluß an Österreich-Ungarn und Deutschland die sicherste Gewähr für seine staatliche Integrität und Unabhängigkeit gegenüber panslawistischen Ausdehnungsgelüsten sehen mußte. Dieses staatliche Interesse Rumäniens hatte auch vertraglichen Ausdruck gefunden, und der Vertrag mit den Zentralmächten lief nach seinem Wortlaut noch bis zum Jahre 1920. Dem Geiste des Vertrages hatte Rumänien allerdings schon beim Ausbruch des Weltkrieges zuwider gehandelt, und es hat, als es schließlich Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, nicht einmal die formelle Kündigung des Bündnisvertrages für nötig gehalten. In ihrer Treulosigkeit und Verräterei hatten die Rumänen die Italiener noch übertroffen. Daß der Vertrag längst nur ein wertloses Stück Papier war, bewies neben der zweideutigen Haltung der rumänischen Regierung vor allem der Umstand, daß in Rumänien schon seit den ersten Kriegswochen einflußreiche Persönlichkeiten mit bedeutendem Anhang unablässig und von der Regierung ungehindert am Werke

waren, um das Land, das von einem Herrscher aus dem Hause Hohenzollern in unermüdlicher, durch ein halbes Jahrhundert fortgesetzter Arbeit aus beinahe trostloser Verkommenheit auf seine gegenwärtige Entwicklungsstufe gehoben worden war, an Rußlands Seite in den Krieg gegen die Mittelmächte zu ziehen.

Die lautesten Schreier und wildesten Kriegshetzer unter diesen rumänischen Vorkämpfern des Vierverbandes waren jene beiden Herren auf ...escu, deren Namen seit dem Anfang des Krieges aus den Zeitungsspalten nicht verschwinden wollten, und die in ihrer Begeisterung für die Länder der Entente wie in ihrem schäumenden Haß gegen alles, was deutsch, österreichisch und ungarisch ist, unablässig rednerische und stilistische Purzelbäume schlugen. Es waren die ehrenwerten Herren Take Jonescu und Nicu Filipescu. Herr Jonescu freut sich noch seines Daseins, wogegen Herr Filipescu den Eintritt Rumäniens in den Krieg nur um wenige Wochen überlebt hat. Diese beiden rumänischen Politiker, die unglücklich waren, wenn sie nicht dreimal des Tages ihr Lateinertum bekennen konnten, hatten mit ihren stammverwandten Brüdern an der Westseite der Adria vor allem jene dialektische Geschicklichkeit gemein, mit der sie ihren jeweiligen Standpunkt haarscharf zu begründen wußten. Außerdem eignete ihnen in hervorragendem Maße die Gesinnungstreue, wie sie auch die Italiener als Dreibundgenossen so wirksam betätigt haben. Denn es gab einmal eine Zeit, in der die Herren Jonescu und Filipescu anders dachten, in der sie Deutschlands überzeugteste Freunde und Anhänger waren. Herr Take Jonescu hatte schon im Jahre 1890 — er war damals ein Mann von einigen dreißig Jahren — eine Flugschrift veröffentlicht, in der er mit aller Entschiedenheit für den Anschluß Rumäniens an den Dreibund eintrat, und Herr Nicu Filipescu hatte dem konservativen Kabinett angehört, das den Vertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn bis zum Jahre 1920 verlängert hatte. Herr Jonescu war überdies — so sagte er wenigstens früher selbst — ein guter Freund des verstorbenen Staatssekretärs v. Kiderlen-Waechter, der jahrelang deutscher Gesandter in Bukarest

gewesen war. Diese Freundschaft war bis zu Kiderlens Tode ebenso ungetrübt wie Jonescus Anerkennung der Zentralmächte als derjenigen politischen Faktoren, auf die sich Rumäniens auswärtige Politik in seinem eigenen Interesse dauernd stützen müsse. Inwieweit freilich der verstorbene Herr von Kiderlen-Waechter von Take Jonescus Freundestreue überzeugt war, mag dahingestellt bleiben. Wir wissen aus Kiderlens nachgelassenen Tagebuchaufzeichnungen, die Georg Cleinow vor einigen Jahren in den „Grenzboten" veröffentlicht hat, ein wie kritischer Geist und scharfer Beobachter der zu früh dahingegangene Staatssekretär des Auswärtigen gewesen ist, und es ist nicht gut anzunehmen, daß er sich von einem Take Jonescu hat Sand in die Augen streuen lassen. Vielleicht würde Herr von Kiderlen, hätte er den Krieg erlebt, über den Gesinnungswechsel seines rumänischen „Freundes" nicht einmal sonderlich erstaunt gewesen sein.

Um diese Schwenkung der beiden Staatsmänner zu verstehen, ist es nötig, sich etwas eingehender mit den politischen Verhältnissen Rumäniens zu beschäftigen. Man weiß, daß König Carol das Land aus tiefer Zerrüttung befreit und das haltlose Staatswesen geradezu aus dem Sumpf gezogen hat. Die Verhältnisse, die vor 1866 in Rumänien geherrscht haben, waren ihrem Wesen nach nicht gar so weit von denen unterschieden, die man heute in Mexiko schaudernd erlebt. Sind es hier Abenteurer und Banditen, die unter dem Namen und in der Uniform von Generälen das unglückliche Land zum Spielball ihrer Habgier und ihrer Machtgelüste machen, so war Rumänien vor seiner staatlichen Einigung Gegenstand der Ausbeutung durch die mächtigen und reichen Bojarengeschlechter, die unter dem Deckmantel vaterländischer Interessen das Bauernvolk der Moldau und der Walachei auspreßten und bedrückten. Erst als nach der Vereinigung der beiden Donaufürstentümer die staatliche Zentralgewalt mehr und mehr erstarkte, sank die frühere Macht der Bojaren, deren beste Elemente sich um das Königtum scharten und dessen sicherste Stütze wurden. Sie sind in der konservativen Partei Rumäniens verkörpert, der sich allerdings im Laufe

der Zeit auch andere Elemente anschlossen, die das, was sie früher in offener Fehde mit ihren Gegnern erstrebt hatten, nun auf dem Wege politischer Schleichgänge und Intrigen zu erreichen suchten. Zu diesen Leuten gehörte Nicu Filipescu, der selbst Abkömmling eines Bojarengeschlechtes und sehr reich war. Mit ihnen verbanden sich strebsame Advokaten, die in Rumänien ebenso wie in Italien und Frankreich auf dem Wege über den Parlamentarismus bald zu politischer Macht kamen, und die mit größter Skrupellosigkeit ihre eigensüchtigen Ziele verfolgten. Ihr typischer Vertreter ist Take Jonescu, ein Emporkömmling, der in seiner Jugend zu Paris die Rechte studiert hat, aus dieser Zeit her perfekt Französisch spricht und schreibt, und der überdies mit einer Engländerin verheiratet ist. Beide Umstände würden manches in Jonescus gegenwärtiger Haltung erklären, hätte nicht der vielgewandte Mann, der in seinem Vaterlande bereits Unterrichts-, Finanzminister und Minister des Innern gewesen ist, vorher Jahrzehnte hindurch mit dem Aufgebot seiner ganzen Überzeugungskraft die entgegengesetzte Haltung vertreten. Es müssen also Umstände wirksam geworden sein, die mächtig genug waren, seiner Überzeugung und seiner Gesinnung einen entscheidenden Ruck nach der anderen Seite zu geben.

Die Gründe, die das bewirkt haben, sind denn auch längst so bekannt, daß die Spatzen sie von den Dächern pfeifen. Wir Mitteleuropäer, Hunnen und Barbaren, sind auf dem Gebiet der politischen Moral freilich viel zu rückständig, als daß wir begreifen könnten, wie führende Staatsmänner, die oft Minister waren, und die es auch wieder zu werden hoffen, plötzlich ihre Überzeugung wechseln können, wie andere Menschen ihre Wäsche wechseln. Aber vergessen wir nicht: es handelt sich hier um Staatsmänner eines Landes, das sich auf seine lateinische Abstammung und „Kultur" ungemein viel zugute tut. Das Advokatentum von Bukarest zumal, das seinen Stolz darin sieht, sich so pariserisch wie möglich zu gebärden — Rom gilt ihnen noch lange nicht als fein genug —, hat seine bewunderten Vorbilder am Ufer der Seine in einer Hinsicht bereits weit übertroffen. Es weiß in einer Weise Geld zu

Aristide Briand (sitzend).

Stehend von links nach rechts: **Th. Tissier, Th. Berthelot und Jules Cambon.**

Take Jonescu.

machen, die geradezu den Neid der Pensionäre des französischen Botschafters Barrère in Rom erregen muß. Rußland, das nie knickerig gewesen ist, wenn es galt, auf dem Balkan den Rubel rollen zu lassen, hat die Herren Jonescu und Konsorten im geeigneten Zeitpunkt richtig eingeschätzt und behandelt. Es hat bei der unersättlichen Habgier Jonescus eingehakt, weil es gewußt hat, daß die schönen Rubelchen sich mit Zins und Zinseszins bezahlt machen würden. Wieviel Geld auf diese Weise in die Taschen Take Jonescus und seiner Leute geflossen ist, läßt sich ziffernmäßig natürlich nicht sagen; sicher ist aber, daß es Millionen gewesen sind; denn Herr Take Jonescu gehört nicht zu den kleinen Lümpchen, die sich mit einem Bettelgeld abspeisen lassen. Er ist, auch in dieser Hinsicht, ein Lump von nicht gewöhnlichem Ausmaß, welche Feststellung zwar längst gemacht worden ist, seinem Ansehen in den Kreisen seiner Anhängerschar aber nicht im geringsten geschadet hat. Diese Anhängerschar setzt sich auch keineswegs nur aus dem Bukarester Straßenpöbel zusammen. Take Jonescus Brüder, der frühere Rektor der Bukarester Universität Toma Jonescu sowie der Journalist Jonel Jonescu, haben, von Rußland gleichfalls gut entlohnt, alles getan, was in ihren Kräften stand, um die akademische Jugend Rumäniens, die gar nicht früh genug anfangen kann, sich auf ihre politische Laufbahn vorzubereiten, wohlverstanden nur aus den lautersten ideellen Gründen, sowie die sogenannte öffentliche Meinung Rumäniens im Sinne Takes zu bearbeiten.

Wesentlich anders lagen die Dinge in bezug auf Herrn Filipescu. Er war, wie gesagt, nicht nur sehr begütert, sondern auch ein persönlich makelloser Charakter, bei dem jeder Bestechungsversuch ausgeschlossen schien. Einst voll Temperament und sprühender Beredsamkeit, enthusiastisch, witzig und schlagfertig, ein Mann, der des Daseins Freuden aus vollen Kelchen trank, wurde er mit zunehmendem Alter zum Lebegreis, dessen Ehrgeiz allein von den Beschwerden der Jahre nicht beeinträchtigt wurde. Machtlüstern wie nur ein Bojar, erhoffte der Kränkelnde von der entschiedenen Schwenkung Rumäniens in das rus-

sische Fahrwasser ungehemmten politischen Einfluß und den endgültigen Sieg über den bedächtigen konservativen Parteiführer Marghiloman, der nach wie vor in Rußland Rumäniens einzige Gefahr sah.

Selbstverständlich haben die Herren Jonescu und Filipescu auch ihre ihnen blind ergebene Presse zur Verfügung gehabt. Take Jonescus Leibblatt ist „Adeverul"; außerdem vertritt „La Roumanie", die, wie schon der Titel besagt, in französischer Sprache geschrieben ist, seine Interessen. Filipescus Blatt war die „Epoca". Auch „Universul", geleitet von dem russophilen pensionierten General Crainiceanu, blies mit vollen Backen in das Horn der rumänischen Kriegshetzer. Dazu kam eine Reihe kleinerer Blätter, die schon vor der rumänischen Kriegserklärung mit Haut und Haaren dem Vierverband verschrieben waren, und deren Leitartikler ebensowenig wie die der genannten größeren Zeitungen die Feder eintauchten, bevor die von ihnen vertretene Meinung nicht bar bezahlt war.

Daß es in einem Lande, in dem derart die publizistische Prostitution blüht, nicht gerade leicht ist, zu regieren, ist begreiflich. Aber die Politik, die das liberale Ministerium Bratianu seit dem Sommer 1914 trieb, zeigte nur zu deutlich, wie sehr sie zur Entente hinneigte, schon dadurch, daß sie der hetzerischen Propaganda der Jonescu und Filipescu so gut wie gar keinen Hemmschuh anlegte. Herr Bratianu, der mit seinen Sympathien von jeher ganz auf der Seite Frankreichs stand, hatte aus seiner Abneigung gegen eine Stellungnahme an Deutschlands Seite in entscheidenden Augenblicken auch nie ein Hehl gemacht. So hatte er schon in dem Kronrat beim Beginn des Weltkrieges, in dem Rumäniens Neutralität beschlossen wurde, in brüskester Form erklärt, er werde nie dulden, daß Rumänien gegen einen slavischen Staat zum Nutzen Deutschlands die Waffen ergreife. König Carol hatte mit tiefem Schmerz erkennen müssen, wie wenig Rücksicht die russophilen Politiker ihm gegenüber zu nehmen gesonnen waren. Er hatte erklärt, er werde lieber die Krone niederlegen, als gegen die Zentralmächte das Schwert ziehen. Das hatte aber die Herren Filipescu und ihre Leute, von Take Jonescu

gar nicht zu reden, nicht nur nicht gerührt, sie hatten sogar gleichmütig erklärt, wenn der König abdanken wolle, so würden sie ihn nicht hindern. Kronprinz Ferdinand, der jetzige König, ließ darauf veröffentlichen, daß er niemals den Thron Rumäniens besteigen werde, wenn König Carol die Königswürde ablege. Herr Filipescu ließ darauf das Gerücht aussprengen, man habe schon einen italienischen Prinzen für die Thronfolge in Aussicht. Diese Niederträchtigkeiten von Männern, die dem Könige so viel zu verdanken hatten, und die jahrelang seine Berater gewesen waren, verwand der bereits schwer herzleidende König Carol nicht, und sein Hinscheiden war eine unmittelbare Folge der Aufregungen, die mit der maßlosen Kränkung verbunden waren. An den Umtrieben gegen das rumänische Königshaus beteiligte sich übrigens auch der italienische Gesandte in Bukarest, Baron Fasciotti, der dem in Deutschland geborenen König Ferdinand in nicht mißzuverstehender Weise den auf rumänischem Boden geborenen Kronprinzen Carol gegenüberstellte, gelegentlich einer Ansprache vom Balkon seiner Gesandtschaft an die ihm beim Eintritt Italiens in den Krieg huldigende Volksmenge. Herr Filipescu schließlich setzte seiner „Königstreue" die Krone auf, als er gelegentlich seiner letzten Anwesenheit in Petersburg auf der dortigen rumänischen Gesandtschaft beim Tode der Königin Elisabeth die Äußerung tat: „Gut, daß wir die deutsche Spionin los sind!"

Hätte es noch irgendeines Beweises für die wahre Gesinnung Bratianus und die Ziele seiner Politik bedurft, man hätte nur auf den Finanzminister Costinescu hinzuweisen brauchen, der trotz seiner amtlichen Stellung ganz offen seine Deutschfeindlichkeit bezeugt und sich als Gesinnungsgenosse der Jonescu und Filipescu betätigt hat. Er ist ein Mann, den auch sonst mit Take Jonescu Wesensverwandtes verbindet. Emil Costinescu stammt aus den kleinsten Anfängen. In seiner Jugend war er Korrektor bei der Zeitung „Romanul", die von dem bekannten Staatsmann C. A. Rosetti herausgegeben wurde. Rosetti, der Costinescu schätzte und großes Vertrauen zu ihm hatte, machte ihn zum Mitwisser eines bis dahin streng gehüteten

Geheimnisses: der beabsichtigten Verstaatlichung der von dem Berliner Eisenbahnkönig Dr. Strousberg in den Jahren 1868 bis 1871 gebauten rumänischen Bahnen. Costinescu beutete diese Kenntnis in umfassender Weise aus, indem er gemeinschaftlich mit einer Bankengruppe in den Aktien der Bahn durch ein Börsenmanöver einen gewaltigen Kurssturz hervorrief, um sie dann billig an sich zu bringen. Als bald darauf tatsächlich die rumänische Regierung die Verstaatlichung der Bahnen durchführte, erzielte Costinescu einen riesigen Gewinn, der die Grundlage zu seinem heute auf dreißig Millionen Lei geschätzten Vermögen wurde.

Joan Bratianu, der Vater des gegenwärtigen Ministerpräsidenten, wurde auf Costinescu durch dessen künstlerisches Cellospiel aufmerksam; er zog ihn in seine Nähe und stellte ihn bei der Regierung an, verschaffte ihm auch einen Sitz in der Kammer. Später machte er ihn zum Direktor der Nationalbank. Das war für ihn die willkommene Gelegenheit, um sich enorm zu bereichern. Zu spät erkannte der alte Bratianu, wes Geistes Kind sein Schützling war, und welche Schlange er an seinem Busen genährt hatte. Aber Costinescu saß nun im Sattel und ließ sich in seinen auf müheloſen Gelderwerb gerichteten Zielen nicht mehr irremachen. Dabei war er zeitlebens deutschfeindlich gesinnt und machte daraus auch nie ein Hehl. Diese seine Deutschfeindlichkeit erstreckte sich freilich nicht auf deutsches Geld. Der Krieg gab ihm und seinen Söhnen willkommene Gelegenheit, in schamlosester Weise Riesensummen von den deutschen Exporteuren zu erpressen, die in Rumänien große Getreidelieferungen für die Mittelmächte abgeschlossen hatten. Er erfand zu diesem Zwecke eigens die Ausfuhrprämien, die in den verschiedensten Formen erhoben wurden und in Gold zahlbar waren. Eine besonders raffinierte Abart dieser Ausfuhrprämien war der Waggonwucher, der dazu diente, die für die Zentralmächte angekauften Landeserzeugnisse immer von neuem mit Abgaben zu belegen. Die Ausfuhrprämie floß in die Staatskasse, die Prämien für die Bereitstellung der erforderlichen Eisenbahnwagen nahmen ihren Weg in die Taschen der Söhne und Schwiegersöhne Costinescus, mit denen wieder andere Wucherer und

Schieber in staatlichen Stellungen zusammenarbeiteten. Der Finanzminister nahm daran nicht nur keinen Anstoß, sondern es erfüllte ihn augenscheinlich mit Befriedigung, daß die verhaßten Deutschen trotz ihren schweren Geldopfern um die gekaufte und maßlos hoch bezahlte Ware betrogen wurden. Denn dieser Waggonwucher war eine Schraube ohne Ende; hatte der Exporteur für schweres Geld schließlich die Ware verladen, so legten sich wieder andere Ehrenmänner ins Mittel, die für jeden Waggon eine besondere Ausfuhrprämie verlangten. War auch diese entrichtet, so traten abermals Vampire an die Exporteure heran, um für die Genehmigung der Ausfuhr noch eine besondere Vermittlergebühr zu erpressen. Wenn dann schließlich alle großen und kleinen Lumpen befriedigt waren, durfte die Ware — beileibe noch nicht ausgeführt werden. Dann kam ein Ministerialverbot, die Waggons über die Grenze hinauszulassen, begründet mit militärischen Maßnahmen, oder auch ohne jede Begründung. Dieser schamlose Betrug fand erst ein Ende, als im Winter 1915/16 das Ausfuhrabkommen mit den Mittelmächten zustande kam, das den Abtransport mittels deutschen und österreichisch-ungarischen rollenden Materials genau regelte und festlegte. Herr Costinescu hätte auch dieses Abkommen nicht geschlossen oder seine Durchführung in alter Art wieder hintertrieben, wenn Rumänien nicht in seinem Getreide erstickt, wenn mit den früher geübten Wucherpraktiken noch Geld herauszuschlagen gewesen wäre, und wenn das nach Serbiens Niederwerfung von Westeuropa völlig abgeschnittene Land nicht dringend Maschinen und andere industrielle Erzeugnisse gebraucht hätte, die aus Rußland nicht zu erlangen waren.

Nach dem Kronrat vom 27. August 1916, in dem der Krieg beschlossen worden war, und in dem der sogenannte König Ferdinand nicht einmal den Mund aufzutun gewagt hatte, rief Nicu Filipescu seinen draußen harrenden Anhängern unter Freudentränen zu: „Freunde, beglückwünschen wir uns! Die große Stunde Rumäniens hat geschlagen!“ Es dürfte Herrn Filipescus letzte glückliche Stunde gewesen sein; denn sechs Wochen später, um Mitte Oktober, schlug ihm eine weniger glückliche Stunde. Es

war die Stunde, da eine deutsche Fliegerbombe in das Geschäftshaus der „Epoca“ zu Bukarest schlug und mit furchtbarem Krachen in einem Nebenraum des Redaktionszimmers krepierte, in dem sich Filipescu gerade aufhielt. Der Schreck warf den ohnehin schwer Leidenden vollends nieder; am nächsten Tage starb er, wohl infolge der erlittenen Aufregung. Vielleicht hat es das Geschick, indem es ihn das Ende des Krieges nicht mehr erleben ließ, gut mit Nicu Filipescu gemeint. Nach einer anderen, freilich weniger wahrscheinlichen Version soll er aus Kummer über die rumänischen Niederlagen und über den Fehlschlag der von ihm verfochtenen russophilen Politik selbst Hand an sich gelegt haben.

Auch Take Jonescu ist längst der Schreck in das schlotternde Heldengebein gefahren. Er hat aufgehört mit seiner wüsten Beschimpfung Deutschlands, und er beschwört jetzt seine Landsleute, Mut und Besinnung nicht zu verlieren. Das ist leicht gesagt, wenn der Feind siegreich im Lande steht. Der edle Herr hat lange vor Rumäniens Eintritt in den Krieg einmal laut erklärt, er werde nicht die Kraft haben, den Sieg Deutschlands zu überleben, aber Herr Take Jonescu, dessen kann man ganz sicher sein, wird mit sich reden lassen und der Welt nicht den Schmerz antun, freiwillig aus ihr zu scheiden. Es wäre wirklich auch zu schade um ihn; denn woher sollte die Welt künftig wohl das Urbild eines Lumpen nehmen!

Sir George William Buchanan.

Den Namen des gegenwärtigen britischen Botschafters in Petersburg kennt der Deutsche meist nur von den Whiskyflaschen her. Sir George William Buchanan ist, wie das britische Nationalgetränk, schottischen Ursprungs; der Name Buchanan ist in den angelsächsischen Ländern stets das Zeichen schottischer Herkunft. Und ein Schotte an Zähigkeit und Ausdauer ist, wie sein Vorgänger Sir Arthur Nicolson, der derzeitige Vertreter Englands am russischen Hofe in jeder Hinsicht. Daß man bei uns nicht eben viel von diesem Manne weiß und noch weniger von seinem Wirken hört, ist schon ein Beweis für seine zwar meist im stillen sich abspielende, nichtsdestoweniger aber zielbewußte und zielsichere diplomatische Tätigkeit am Strande der Newa. Als er im Herbst des Jahres 1910 an Stelle Sir Arthur Nicolsons, der damals permanenter Unterstaatssekretär im Londoner Auswärtigen Amt wurde, nach Petersburg ging, da war die grundlegende Arbeit, die in Rußland zu tun war, bereits getan. Die enge Annäherung der beiden Mächte aneinander hatte Sir Charles Hardinge angebahnt, Nicolson hatte sie bekräftigt und gefestigt. Nun sollte Buchanan erhalten, was erreicht, vollenden, was beabsichtigt war: den gemeinsamen Angriff Englands und Rußlands auf Deutschland.

Anfänglich schien er nicht so von Erfolg begünstigt zu sein, wie sein Vorgänger. Die Agadirkrise von 1911 bildete für die Entente in dieser Hinsicht eine schwere Belastungsprobe. England wurde es damals sichtlich schwer, den Degen in der Scheide und den Torpedo, der auf Deutschlands Seemacht gerichtet war, im Rohre zu halten, und Sir George William Buchanan wird in jenen kritischen Hochsommertagen sicherlich nichts unterlassen haben,

um an der Petersburger Sängerbrücke die Zusage zu gemeinsamem Losschlagen durchzusetzen. Rußland, noch lange nicht fertig mit seinen Rüstungen, wollte aber nicht, vermochte sich auch für das ihm so fern liegende Marokko nicht zu begeistern. Die ihm allein am Herzen liegenden Balkanfrüchte waren aber noch nicht gereift. Das wußte man auch in Paris, wo infolgedessen keine kriegerische Stimmung aufkommen konnte, zumal der biedere und bequeme Herr Fallières keine Lust hatte, das letzte Jahr seiner Präsidentschaft in ein Blutmeer zu tauchen.

Es ist ein Beweis für die stets zielsicher gewesene englische Politik, daß der diplomatische Mißerfolg an Sir George William Buchanan in keiner Weise vergolten wurde. Der Botschafter blieb vielmehr ruhig auf seinem Posten und tat weiter, was vom Foreign Office von ihm verlangt wurde. Seine Geschicklichkeit kam während der nächsten Jahre darin zum Ausdruck, daß es ihm gelang, die russische Regierung zu überzeugen, es sei im Interesse der gemeinsamen Sache das Beste, wenn der diplomatische Schwerpunkt während der Balkanwirren der Jahre 1912 und 1913 nach London verlegt werde. Angesichts der traditionellen panslawistischen Anmaßung, die den Balkan und alles, was mit ihm zusammenhing, als ureigenste Domäne Rußlands betrachtete, kann das nicht eben leicht gewesen sein. Aber England erreichte damit zweierlei. Es wollte mit der Londoner Botschafterkonferenz bei Deutschland und Österreich-Ungarn den Eindruck erwecken, daß es entgegen den russischen Balkangelüsten vor allem den Frieden zu erhalten wünsche, der durch den Balkankrieg auch zwischen den Großmächten aufs gefährlichste bedroht war; es wollte aber auch verhüten, daß die Russen in ihrer nicht mehr zu bezähmenden Ungeduld, mit der sie nach dem Goldenen Horn strebten, mit großer Truppenmacht selbst in die Dinge auf dem Balkan eingriffen. Denn daß England, wenigstens vor dem Kriege, ernstlich nicht daran gedacht hat, den Russen die Herrschaft über die Meerengen zuzugestehen, das hatte es bereits zur Zeit der bosnischen Annexionskrise hinsichtlich der Anerkennung des Abkommens von Buchlau mit aller Deutlichkeit bewiesen.

Nachdem der Weltkrieg ausgebrochen war, fiel Sir George William Buchanan die wiederum nicht leichte Aufgabe zu, die Russen, die die Wandelbarkeit des Kriegsglückes gar bald am eigenen Leibe erleben mußten, davon zu überzeugen, daß England es an nichts fehlen lasse, um seine Bundesgenossen zu unterstützen. Gar so weit war es freilich mit der Unterstützung anfangs nicht her. Bald tauchte in Rußland der fatale Ausspruch auf, England werde bis zum letzten Russen kämpfen; auch hielt John Bull fest die Hand auf dem Säckel, und es bedurfte schon gegen Ende des Winters 1914/15 erst einer nicht mißzuverstehenden Warnung des „Rußkoje Slowo", in der klipp und klar gesagt wurde, Rußland sei ohne genügende finanzielle Unterstützung Englands zu einem Sonderfrieden genötigt, um das große Getreidevorschußgeschäft in Höhe von anderthalb Milliarden Mark zustande zu bringen.

Buchanan hatte zu jener Zeit in London wohl keinen Zweifel daran aufkommen lassen, woher der freimütige Artikel des einflußreichen Moskauer Blattes stammte, und er hatte gleichzeitig auf die Möglichkeit hingewiesen, für das verlangte Geld ein greifbares Unterpfand in den in den Silos von Odessa liegenden Weizenvorräten zu erhalten. Dieses Getreide in die Hände zu bekommen, war denn auch einer der Gründe für den Zug nach Gallipoli gewesen, und es war vielleicht nicht der nebensächlichste Grund. Der völlige Mißerfolg des Krieges am Hellespont hat die Engländer dann nicht nur einen großen Teil ihres Prestiges, er hat sie auch Milliarden gekostet, das Vielfache von dem, was das gesamte bevorschußte Getreide in Odessa wert war. Und dabei wurde Sir George William Buchanan nach wie vor von den Russen die Hölle heiß gemacht. Immer wieder wurde ihm vorgeworfen, England tue nichts für die Russen, was während der unaufhörlichen Niederlagen in Galizien, Polen und Kurland auch die buchstäbliche Wahrheit gewesen ist, und es nützte dem britischen Botschafter nichts, daß er immer wieder den Russen vorzählte, was das englische Landheer und die englische Flotte alles leisteten. Man konnte es ja auch den Russen nicht übelnehmen, daß sie diesen Worten keine sonderliche Bedeutung beimaßen;

denn die Russen merkten in ihrer Bedrängnis von all diesen schönen englischen Taten verzweifelt wenig. So war es denn nur natürlich, daß „Rußkoje Slowo“ nach dem Verlust von Warschau von neuem das Wort ergriff, und daß das Blatt an Sir George William Buchanan ganz offen und persönlich die Frage richtete: „Warum sehen wir in diesem schweren Augenblick nicht mehr von der Tätigkeit der Engländer?“

Vielleicht würde sich Rußland, das Volk wie die Regierung, mit den ungenügenden Erklärungen des britischen Botschafters nicht so leicht zufriedengegeben haben, hätten die Engländer und Franzosen sich Ende September 1915 nicht zu ihrer großen Offensive aufgeschwungen, während die Truppen der Zentralmächte, um, wie im Reichstag der Kanzler angekündigt hatte, „Heere zu neuen Schlägen freizubekommen“, d. h. um in Gemeinschaft mit ihrem neuen bulgarischen Verbündeten Serbien endgültig niederzuwerfen, bald darauf an der Ostfront mit der Vorbereitung ihrer Winterstellungen begannen. Überdies ersah England aus dem völligen Mißlingen seiner Herbstoffensive von 1915, daß es ohne die allgemeine Wehrpflicht nicht gehe, und deren Verwirklichung sicherte Sir George William Buchanan während des Winters und des Frühjahrs 1916 eine längere Schonzeit. Als aber General B r u s s i l o w s neue Heere im Juni dank ihrer Übermacht in Wolhynien, Galizien und der Bukowina zunächst wesentliche Erfolge erzielten und die Front der Verbündeten nicht unerheblich zurückdrücken konnten, während man von Englands Anstrengungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz immer noch nichts bemerkte, da ging es Buchanan von neuem an den Kragen. Aber die Mißstimmung richtete sich nun nicht mehr allein gegen den britischen Botschafter. P r o t o p o p o w, der im Herbst des Jahres 1916 Minister des Innern wurde, war im Sommer von einer Mission aus London zurückgekehrt und hatte, so ist unwidersprochen berichtet worden, im russischen Kronrat den Ausspruch getan:

„England ist n i c h t unser Freund. England ist im Grunde seines Herzens Rußlands F e i n d und darum g e f ä h r l i c h, weil England gegen Rußland einen ver-

steckten geheimen Feldzug führt, der darauf abzielt, uns zu gehorsamen Dienern des englischen Kabinetts zu machen."

Protopopow soll in diesem Kronrat weiter gefragt haben: „Wollen wir unser Land selbst verwalten oder für Jahrhunderte Knechte fremder Ausbeuter sein?"

Man würde nun gewiß weit über das Ziel hinausschießen, wollte man aus diesen — zwar nicht zweifelsfrei verbürgten, aber durchaus wahrscheinlichen — Äußerungen eines Mannes, der sich, wie seine spätere Ernennung zum Minister des Innern gezeigt hat, durchaus des kaiserlichen Vertrauens erfreut, den Schluß ziehen, Protopopow habe etwa an einen Sonderfrieden und an eine sofortige Trennung von England gedacht. Diese irrige Schlußfolgerung ist zur Zeit tatsächlich gezogen worden. Rußland hat aber gewiß nie weniger an einen Sonderfrieden gedacht, als in den Tagen seiner erfolgreichen Kämpfe bei Luck, Brody und Czernowitz; Rußland hat sich noch nicht soweit zum gehorsamen Diener Englands machen lassen, daß es auf die Erringung seiner eigenen Kriegsziele verzichtet und statt deren nur noch für britische Interessen gekämpft hätte. Für den Zaren und seine Ratgeber handelte es sich vielmehr darum, zu hören, welche Stellung England der slavischen Weltmacht nach dem Kriege einzuräumen gedenke; denn das neue Schlagwort vom „Krieg nach dem Kriege", die Festlegung der Wirtschaftspolitik der Entente auf den Vierverbandskonferenzen zu Paris und London, mußte um so mehr Rußlands Argwohn wecken, als die Engländer sich gar zu offensichtlich bemühten, die Franzosen als die Urheber dieses ihres ureigensten politischen Gedankens hinzustellen, ein Versuch, auf den die französische Presse denn auch prompt hineinfiel. In Wirklichkeit hat natürlich nur und ausschließlich das britische Imperium ein Interesse an der merkantilen Beherrschung des Weltmarktes nach dem Ende der Feindseligkeiten. Das merkten, nebenbei bemerkt, auch die Italiener, die ja politisch nicht auf den Kopf gefallen sind, und der englische Handelsminister Runciman mußte zur Beschwichtigung der Bundesge-

nossen nach dem Lande der Zitronen fahren, ohne doch dort seinen Zweck zu erreichen. Nur ist Italien den Briten längst schon mit Haut und Haaren ausgeliefert, so daß es nicht laut aufzubegehren wagt; lediglich die unabhängige sozialistische Presse hatte den Mut gehabt, den englischen Besucher und Beschwichtigungsrat ob seiner billigen und nichtssagenden Redensarten zu verhöhnen.

Rußland sieht aber schon an den schwindelnd hohen Kohlenfrachtsätzen, mit denen die englischen Reeder die Italiener bewuchern, was es zu erwarten hätte, wenn es sich nach Englands von Bündnistreue und Bruderliebe triefenden Versicherungen völlig in die wirtschaftliche Gewalt Großbritanniens begeben würde. Das war es, was Protopopow meinte, als er im Kronrat jenen oben erwähnten Ausspruch tat, der — Ssasonow sein Portefeuille kostete. Denn der russische Minister des Äußern war in seiner blinden Vorliebe für England der zielbewußteste Förderer britischer Interessen in der Petersburger Regierung. Sir George William Buchanan hatte in ihm sozusagen einen Sachwalter seiner Geschäfte, und man wird begreifen, daß der englische Botschafter die Entlassung Ssasonows wie einen Faustschlag empfand. In jenen Tagen herrschte tatsächlich eine starke und für den Bestand des Vierverbandes nicht unbedenkliche Spannung zwischen Newa und Themse. Man hat erfahren, daß Buchanan vom Ministerpräsidenten Stürmer eine Erklärung über die Entlassung Sergei Dimitrijewitsch Ssasonows verlangt, und daß er sie nicht erhalten hat. Man konnte es in russischen Zeitungen lesen, daß Stürmer, der das Portefeuille des Auswärtigen selbst übernahm, Buchanans Anfrage damit beantwortete, daß er als neuer Minister des Äußern beim britischen Botschafter den sonst üblichen Antrittsbesuch unterließ, was, aus den diplomatischen Gepflogenheiten in allgemein verständliche Sprache übersetzt, hieß, daß der russische Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich den Teufel um Sir George William Buchanans Wünsche schere, und daß der außerordentliche Botschafter und bevollmächtigte Minister Seiner Großbritannischen Majestät sich gefälligst nicht um Rußlands innere An-

gelegenheiten kümmern möge. Stürmer wußte eben sehr wohl, daß England nicht wagen würde, es zum Bruch kommen zu lassen, einem Bruch, der mit einem Sonderfrieden zwischen Rußland und den Zentralmächten gleichbedeutend gewesen wäre. Es scheint auch, daß der Zar, der für seinen ihm kongenialen königlichen Vetter von England etwas übrig hat, vermittelnd eingegriffen hat; da eine kaiserliche Auszeichnung des gekränkten britischen Botschafters aber einer Mißbilligung Stürmers gleichgekommen wäre, so wurde Lady Buchanan mit der Aufnahme in den Orden der Heiligen Katharina eine nach russischer Auffassung hohe Auszeichnung zuteil. Weiterhin wurde in der Person des russischen Schriftstellers Bulazel ein Sündenbock in die Wüste geschickt. Bulazel hatte im „Rossijskij Grashdanin" in jenen Tagen einen Aufsatz veröffentlicht, der den Anschauungen, die Protopopow vertreten hatte, ungeschminkt und belegt mit vielen Einzelheiten Ausdruck gab, der von der russischen Zensur schon deshalb nicht beanstandet worden war, weil er den Wünschen der Regierung entsprach, und der denn auch in Rußland dementsprechend beachtet und gewürdigt wurde. Der Aufsatz blieb auch im Auslande nicht unbekannt, und so groß das Aufsehen war, das er in Rußland fand, so groß war auch die peinliche Verstimmung darüber in England. Buchanan, der Stürmer nicht zwingen konnte, bei ihm zu erscheinen und vor ihm zu Kreuze zu kriechen, verlangte nun entschieden, daß der Autor sich wegen der gegen England gerichteten Angriffe bei ihm entschuldige. Bulazel wurde dazu von der russischen Regierung auch genötigt, und Sir George William Buchanan hielt dem Missetäter, bevor er seine Entschuldigungen entgegennahm, vor, daß sein Aufsatz von Sympathien für Deutschland, von Feindseligkeit gegen England beseelt sei, gegen England, das so ungeheure Leistungen auf dem Gebiete kriegerischer Anstrengungen zur Verwirklichung der gemeinsamen Ziele des Vierverbandes vollbracht habe, das weder sein Heer und seine Flotte im heiligen Egoismus schone, wie Herr Bulazel verleumderischerweise zu schreiben gewagt habe, noch mit den Milliarden knausere, die doch Rußland stets so nötig gebrauche.

Buchanan sorgte dann noch dafür, daß seine Standpauke durch alle russischen Blätter ging, damit der englische Verbündete auch beim russischen Volke gerechtfertigt wurde. Aber auch das genügte dem britischen Botschafter noch nicht, und er steckte sich hinter Miljukow, den Kadettenführer, um sich auch von ihm bescheinigen zu lassen, daß die großen Leistungen Englands im Kriege zu Wasser und zu Lande seitens der Partei der konstitutionellen Demokraten vollauf gewürdigt und anerkannt würden. Die englandfreundliche Dumagruppe politischer Anfänger schwenkte denn auch, wenngleich erst nach längerem Zögern, gehorsam ein und faßte in einer zu Anfang November 1916 in Petersburg abgehaltenen Versammlung den Beschluß, Sir George William Buchanan ein Ergebenheitstelegramm zu senden, darin Englands Anstrengungen anerkannt wurden und der Botschafter gebeten wurde, dem englischen Volke Rußlands innige Sympathien und bundesgenössische Treue zum Ausdruck zu bringen, was die Northcliffe-Presse sofort der Welt verkündete.

Stürmers noch im gleichen Monat erfolgter Sturz bedeutete den vollen Sieg Buchanans und der vorläufig unentwegt anglophilen Richtung der russischen Politik. Aber trotzdem hat es der britische Botschafter an der Newa nicht leicht. Sein ganzes Bemühen muß andauernd darauf gerichtet bleiben, den plumpen, aber riesenstarken Bären bei der Stange zu halten. Ausbrechen darf er nicht; sonst stürzt das Viergespann der Entente mitsamt den ihm nachlaufenden kleinen Kläffern sofort jählings in den Abgrund.

Sir Edward Carson.

Zu Beginn des Frühjahrs 1914, zu einer Zeit, da die Welt noch nicht ahnte, was der Sommer jenes Jahres an Unheil über sie bringen würde, vernahm man aus Irland erstaunliche Dinge. In der Provinz Ulster, von der die meisten bei uns nicht viel mehr wußten, als daß sie einem gern getragenen Regenmantel ihren Namen geliehen hatte, in der Provinz Ulster bereitete sich augenscheinlich eine Revolution vor. Überall, so hörte man, wurden Heerhaufen aufgestellt, Freiwillige einexerziert, Bürger und Bauern unter Führung ehemaliger englischer Offiziere im Waffenhandwerk ausgebildet. Der Führer dieser Bewegung, Sir Edward Carson, reiste von Belfast nach Londonderry, von Londonderry nach Armagh, und überall, wohin er auf seinen rastlosen Agitationsfahrten durch Ulster kam, stachelte er die Orangemen, die protestantischen Ulsterleute, zu bewaffnetem Widerstand gegen Homerule an. Die Losung war: Wird Homerule eingeführt, kommt Irland unter die Botmäßigkeit eines nationalistischen Parlaments in Dublin, dessen katholische Mehrheit nicht ruhen würde, bis der letzte Protestant aus Ulster entrechtet oder gar aus seiner Heimat vertrieben ist, so wird Ulster mit den Waffen in der Hand gegen die Truppen des Königs von Großbritannien und Irland kämpfen, obgleich es königstreu bis in die Knochen ist. Denn Ulster will von London und nicht von Dublin regiert werden; Ulster, die protestantische Hochburg auf der grünen Insel, wird eher sterben, als sich den katholischen Nationalisten der drei anderen irischen Provinzen unter John Redmonds Führung unterwerfen.

Man mag damals auf dem Kontinent die Drohungen des „ungekrönten Königs von Ulster“, wie man Sir Edward Carson in Erinnerung an Parnells einstigen Beinamen

nannte, nicht ernst genommen haben. Man konnte nicht recht begreifen, daß so treue Anhänger des Königs das Schwert gegen diesen selben König ziehen würden, nur weil der König, gezwungen vom Parlament, den seit Jahrhunderten unterdrückten katholischen Iren endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Man nahm das, wie gesagt, bei uns alles nicht sonderlich ernst, weil man hier keinen Begriff von der haßerfüllten Erbitterung hatte, mit der sich infolge der jahrhundertelangen Unterdrückung und Aussaugung der eingesessenen irischen Bevölkerung durch die englischen Eroberer die beiden Elemente in Irland gegenüberstehen und andauernd bekämpfen. Der Premierminister Asquith wußte begreiflicherweise besser, was er bei der Einführung von Homerule in Irland zu gewärtigen hatte, und das Blut, das bei den Juniunruhen von 1914 in Dublin vergossen wurde, zeigte dem liberalen Kabinett, welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten in Irland es entgegenging. Man wußte in London auch sehr wohl, was man von der fanatischen Zähigkeit Sir Edward Carsons zu halten hatte, und man traute dem Führer der Ulsterleute zu, daß er lieber einen blutigen Bürgerkrieg entfesseln würde, als untätig und ergeben Homerule in Irland Gesetz werden zu lassen. Die englische Regierung ging also Schwierigkeiten entgegen, die einfach unlösbar waren. Den irischen Nationalisten gegenüber hatte sie ihr Wort verpfändet, Homerule unter allen Umständen durchzuführen. Brach die liberale Regierung diese feste Zusage, so war das gleichbedeutend mit ihrem Sturz; denn John Redmonds Leute würden sofort dem Kabinett, dem sie bisher Gefolgschaft geleistet hatten, schärfste Opposition gemacht haben, und in Irland wäre es augenblicklich zu einer blutigen Erhebung der Nationalisten gekommen. Auch sonst war das Kabinett Asquith nicht sorgenlos. Von Woche zu Woche griff der Suffragettenwahnsinn weiter um sich; nachdem man solange in Verkennung des englischen individualistischen Freiheitsbegriffs die hysterischen Weiber hatte gewähren lassen, wuchs der Regierung diese feministische Massenpsychose über den Kopf, und es schien unmöglich, der Bewegung Einhalt zu tun.

Mittlerweile hatte sich im Osten Europas der weltpolitische Horizont drohend verdunkelt. England wurde

Nicu Filipescu.

Sir George William Buchanan.

vor die Entscheidung gestellt, ob es gemeinsam mit seinen Verbündeten zu dem von langer Hand vorbereiteten Schlage gegen Deutschland ausholen sollte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Asquith zunächst vor der furchtbaren Verantwortung zurückschreckte. Seiner ganzen Vergangenheit nach mußte es ihm ungeheuer schwer fallen, England in einen europäischen Krieg zu stürzen. Wenn er sich doch dazu bestimmen ließ, und wenn die kriegshetzerischen Elemente seines Kabinetts, die Grey und Churchill, ihren Willen durchsetzten, so war sicherlich dabei die Erwägung mit im Spiele, wenn nicht ausschlaggebend, durch den Eintritt Englands in den Krieg sofort allen innerpolitischen Schwierigkeiten entrückt zu sein. Und in dieser Annahme hatte sich Asquith nicht getäuscht. Der Kriegsausbruch gab ihm die bequemste Gelegenheit, die Einführung von Homerule zu vertagen, und die Suffragetten, die nun eine Ablenkung für ihren hysterischen Tatendrang hatten, begruben die Streitaxt, mit der sie bis dahin gegen die Kunstwerke in Westminster gewütet hatten.

Sir Edward Carson aber rührte in Ulster die Werbetrommel und führte seine Mannen Kitchener als Freiwillige zu. Der gerissene Advokat hatte erreicht, was er wollte: die Homerulegefahr war fürs erste beseitigt, und solange der Krieg dauerte, hatte Ulster nichts zu befürchten. Was war da natürlicher, als daß der König von Ulster nach Kräften in das Horn der Hetzer und Schürer stieß, um die Briten zu unentwegtem Ausharren zu ermutigen! Der irische Rebellenführer war zwar bis zum Kriegsausbruch stets ein Freund Deutschlands gewesen, er hatte auch dem deutsch-englischen Verständigungskomitee angehört, aber das störte ihn nicht im geringsten. Es war ja nicht das erstemal, daß er seine Überzeugung verleugnete. Edward Henry Carson, der in Dublin vor einigen sechzig Jahren als Sohn englischer Eltern geborene Ire, hatte als zweiunddreißigjähriger Dubliner Advokat um die Mitgliedschaft im Londoner „National Liberal Club“ nachgesucht, als Gladstone i. J. 1886 seine erste Homerulevorlage bereits eingebracht hatte. Später war er, umgekehrt wie Winston Churchill, der von den Konservativen zu den Liberalen ge-

5

wechselt hatte, in Lord Salisburys Lager übergegangen, um als Erzkonservativer das Amt des Generalprokurators von Irland anzunehmen. Dorthin hatte Salisbury seinen Neffen Arthur James Balfour als Staatssekretär gesandt, der auf Grund eines Ausnahmegesetzes gegen die irischen Nationalisten auf das strengste vorging. Als sein erster Staatsanwalt übte Edward Carson, der im ganzen Lande umherreiste, drakonische Justiz gegen die Iren; jede politische Betätigung hatte Gefängnisstrafen zur Folge, und auch John Redmond mußte damals einige Wochen Haft abbüßen.

Dem Generalprokurator war es höchst gleichgültig, daß er sich durch seine Schneidigkeit in Irland erbitterten Haß zuzog; er ging später nach London, um hier Englands gesuchtester Advokat zu werden und gewaltige Summen zu verdienen. Seit dem Jahre 1893 ist er Mitglied des Unterhauses, und er war alle die Jahre hindurch eine der stärksten Stützen der konservativen Partei, ja, seit deren Wahlniederlage und dem Sturz des Kabinetts Balfour die geheime Hoffnung der Konservativen, die ja stets nach einem starken Mann gerufen haben. Und dieser glänzende Jurist, dieser überlegene, sarkastische, jeder Schwierigkeit gewachsene Redner, dieser Mann ohne Bedenken und Rücksichten ist in der Tat einer der stärksten Faktoren im Kalkül der britischen Imperialisten. Als im Mai des Jahres 1915 das Koalitionskabinett gebildet wurde, war es ein geschickter Schachzug von Asquith, den Führer der Ulsterrebellen zum Mitglied der Regierung zu machen. Der Mann, der ein Jahr zuvor Truppen gegen die Regierung geworben und gedrillt, der also zum Hochverrat aufgefordert hatte, wurde in diesem Koalitionskabinett Attorney General, das ist der mit richterlicher Gewalt ausgestattete englische Justizminister. Es gab auch in England Leute, die es nicht nur merkwürdig, sondern sogar bedenklich fanden, einem Manne mit solcher Vergangenheit die höchste richterliche Gewalt des Landes anzuvertrauen. Aber Sir Edward Carson zeigte, daß er auch anders kann, wenn es seinen Zielen entspricht. Noch mehr als zuvor betätigte er sich als unversöhnlicher Kriegsschürer; er war der eifrigste Verfechter

der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und als er sah, daß Asquith sich dagegen ernstlich sträubte, trat er am 15. Oktober 1915 aus dem Kabinett wieder aus, um in seiner Agitation für den Zwangsdienst durch keinerlei Rücksichten gehemmt zu sein. Asquith hatte bald darauf ja auch nachgeben müssen, und die allgemeine Wehrpflicht ist da.

Alles, was Sir Edward Carson tut, geschieht im Hinblick auf Ulster. Dieser knorrige, rauhe, jeder Rücksicht bare Ire hat es sich in den Kopf gesetzt, die Einführung von Homerule zu hintertreiben, und dazu sind ihm alle Mittel recht. Deshalb kann ihm der Krieg gar nicht lange genug dauern; der Zwangsdienst war ihm eine Gewähr, daß der Friede durch ihn noch eine Weile hinausgeschoben wird, und darum ist er für die allgemeine Wehrpflicht mit der ganzen Energie eingetreten, deren er fähig ist. Natürlich ist er Engländer genug, um mit allen möglichen Mitteln den Krieg gewinnen zu wollen; nachdem er im Ministerium Lloyd-George Erster Lord der Admiralität geworden ist, kann er zeigen, ob er auch positive Arbeit zu leisten versteht. Auffällig ist es nur, daß Lloyd-George diesen „starken Mann" nicht zum Mitglied des Kriegsrats gemacht hat. Aber der schlaue Walliser weiß, was er tut; er kennt die keltischen Dickköpfe in Irland und war sich klar darüber, daß er dann mit der geschlossenen Gegnerschaft der irischen Nationalisten zu rechnen gehabt hätte. Vermutlich liegt Carson auch nicht das Geringste daran, die unmittelbare Verantwortung für den Krieg mit zu übernehmen. Er überläßt das sicherlich lieber Lloyd-George, dessen Vielgeschäftigkeit ihn zwar augenblicklich etwas in den Hintergrund gedrängt hat, den er aber, wenn Lloyd-George einmal abgewirtschaftet haben wird, zu beerben gedenkt. Denn zweifellos hofft Sir Edward Carson, noch einmal als Retter des Vaterlandes zur Führung des Staatsschiffes berufen zu werden. Wenn er aber erst Premierminister ist, dann ist's mit Homerule für unabsehbare Zeiten wieder vorbei. Das wissen natürlich die Iren, und deshalb hassen sie Sir Edward Carson wie den Tod.

Lord Hardinge.

Manche Leute sind der Meinung, der Erörterungen über die Ursachen und die treibenden Kräfte des Krieges sei es, da der Weltbrand schon zweieinhalb Jahre lodert, nun genug. Sie glauben, daß mit solchen Erörterungen der Erreichung unserer Kriegsziele nicht genützt und daß dadurch für die Verbreitung der historischen Wahrheit nichts gewonnen werde. Sie weisen darauf hin, daß ohnehin der Erörterung der eigentlichen Kriegsziele Grenzen gesteckt sind, und sie fragen, ratlos und verwirrt ob der unvereinbaren Gegensätze der beiderseitigen Auffassungen vom Anlaß der europäischen Katastrophe, wie Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Doch diesen Zagen und Zweiflern muß man erwidern, daß sie ungewollt den Feinden Vorschub leisten, wenn sie sich von deren Verdrehungskünsten beeinflussen lassen, wenn sie sich in den Bannkreis der feindlichen Phrasen und Entstellungen begeben, mit denen unter englischer Führung alle Glieder der Entente vom Ausbruch des Krieges an so erfolgreich gearbeitet haben, daß selbst der größte Teil der Neutralen längst fest an die „gerechte Sache" des Vierverbandes glaubt. Man braucht auch der sehr kleinen und sehr unerheblichen Schar der Zagen und Zweifler keinerlei Bedeutung beizumessen; aber man muß trotzdem einmal darauf hinweisen, daß Kriegsanlaß und Kriegsziel sich seit den Augusttagen von 1914 nicht im geringsten etwa dadurch verschoben haben, daß in seinem gesalbten Pathos beispielsweise Herr Raymond Poincaré gelegentlich einer zu Nancy gehaltenen Rede nur von Frankreichs unausbleiblichem Endsieg, nicht aber von der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens gesprochen hat, daß in ihren Parlamentsreden und Interviews Lord Grey und Herbert Henry Asquith abgeleugnet haben, jemals die Vernichtung und Zerschmetterung Deutschlands erstrebt und verlangt zu haben. Die Festredner des Vierverbandes

sind genügend Meister des Wortes, um zu geeigneter Zeit ihre Zunge im Zaume zu halten, und sie wissen recht gut, was sie der lauschenden Welt gerade noch bieten können. Auch der eingeschworenste Leser der Leitartikel von Maurice Barrès glaubt nicht mehr an die Eroberung von Metz und Straßburg, und wenn Sikhs und Gurkhas wirklich einmal nach Berlin und Potsdam kommen sollen, so wird das, davon ist längst jeder vernünftige Engländer überzeugt, vielleicht unter der Führung von Hagenbeck, sicherlich aber nicht unter dem Oberbefehl Sir Douglas Haigs geschehen.

Trotzdem geben aber die Engländer das Spiel noch nicht verloren. Sie werden zwar kaum noch auf einen entscheidenden Erfolg auf dem Schlachtfelde rechnen, sie hoffen aber in gewissem Sinne noch auf Deutschlands Aushungerung, und sie glauben, sofern sich auch diese Hoffnung als eitel erweisen sollte, schließlich dank ihrer ränkevollen Diplomatie letzten Endes die Partie doch noch retten zu können. England hofft seine Politik der Einkreisung Deutschlands verewigen zu können, und es läßt nichts unversucht, um die Alliierten dauernd bei der Stange zu halten. Man erkennt das mit aller Deutlichkeit an der Art, wie es in Zukunft seine auswärtige Politik zu leiten gedenkt. Würde es bereits von dem Fiasko seiner auf die völlige Ausschaltung Deutschlands aus der Reihe der Großmächte hinstrebenden Kriegsziele überzeugt sein, so würde es nicht bei der Neubesetzung eines so außerordentlich bedeutsamen Postens, wie es das Amt des ständigen Unterstaatssekretärs im Foreign Office ist, just auf den Mann zurückgegriffen haben, der König Eduards intimster Freund und politischer Berater war, der neben dem verstorbenen Könige selbst geradezu als der zielbewußteste Verfechter der Einkreisungspolitik angesprochen werden muß.

Es ist Lord Hardinge of Penshurst, der, nachdem er ein Jahrfünft Vizekönig von Indien gewesen, wieder ins Auswärtige Amt zurückgekehrt ist, wo Sir Arthur Nicolson ebensolange sein Platzhalter war. Das kleine, bucklige Männchen, dem Greisenalter nahe, ist den bergehoch sich türmenden Schwierigkeiten dieser Kriegszeit nicht mehr gewachsen gewesen; ihm gelang nichts mehr, und Lord Hardinge, der jüngere und rüstigere, soll nun versuchen, die alte Glanzzeit britischer Intrigenpolitik aus den Jahren der Ein-

kreisung wieder aufleben zu lassen. Man wundert sich vielleicht, daß eine politische Persönlichkeit von so hohem Ansehen zum zweiten Male auf einen Posten zurückkehrt, der nicht nach außen hin Selbständigkeit im Amte bedingt, daß ein gewesener Vizekönig wieder Unterstaatssekretär wird. Aber der Posten des permanenten Unterstaatssekretärs im Londoner Auswärtigen Amt — es sei hier wiederholt, was früher schon mit Bezug auf Sir Arthur Nicolson gesagt worden ist — hat ganz besondere politische Bedeutung. Den Zufälligkeiten und Wechselfällen des Parlamentarismus entzogen, denen der Staatssekretär ständig Rechnung zu tragen hat, verleiht er seinem Träger weitgehenden Einfluß und eine Geltung, die um so größer ist, als man weiß, daß der Unterstaatssekretär in erster Linie der Vertrauensmann des Königs ist. Er hat diesen nach alter Tradition auf seinen Reisen als Vertreter des Foreign Office zu begleiten, und er hat ihn auch sonst über die diplomatischen Geschäfte auf dem laufenden zu erhalten.

In der Tat war der neue permanente Unterstaatssekretär zu König Eduards Lebzeiten, als er noch Sir Charles Hardinge hieß, des Königs ständiger Begleiter auf dessen europäischen Einkreisungsfahrten. Schon im März des Jahres 1903 besuchte er mit Eduard VII. zusammen Lissabon und Neapel, Rom und Paris. Es war jene Fahrt, die der sichtbare Ausdruck der 5 Jahre nach Faschoda sich anbahnenden englisch-französischen Entente wurde, und in Anerkennung seiner damals in Paris bewiesenen hervorragenden diplomatischen Talente machte ihn der König ein Jahr später zum Botschafter in Petersburg, wo er in außerordentlich geschickter Weise den Boden für das spätere Zusammengehen Englands und Rußlands vorbereitete, das in dem, von seinem Petersburger Nachfolger Sir Arthur Nicolson zustandegebrachten russisch-englischen Abkommen über Persien vom 31. August 1907 seinen Anfang nahm. Als permanenter Unterstaatssekretär, welchen Posten Sir Charles Hardinge im Jahre 1906 erhielt, wich er kaum noch von des Königs Seite; er begleitete im August 1907 den König nach Wilhelmshöhe und Ischl, machte ein Jahr darauf die Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren in Reval mit und erschien an des Königs Seite in B e r l i n, wo im Jahre 1909 das letzte Zu-

sammentreffen zwischen dem König von England und seinem kaiserlichen Neffen stattfand.

Im Jahre darauf starb Eduard VII. Sir Charles Hardinge hatte nach so erfolgreichem Wirken Anspruch auf einen weniger anstrengenden und dabei äußerlich repräsentativen Posten. So ging Sir Charles als Nachfolger des Earl of Minto als Vizekönig nach Indien und wurde gleichzeitig zum Peer von England erhoben. Beinahe wäre ihm dieses glanzvollste Amt, das das britische Weltreich zu vergeben hat, verhängnisvoll geworden. Man erinnert sich, daß gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten in Indien König Georg V. Delhi zur neuen Hauptstadt des Landes erhoben hatte. Als am 23. Dezember 1912 der Vizekönig an der Seite seiner Gemahlin inmitten eines Indiens ganze Märchenpracht widerspiegelnden Festzuges auf dem Rücken eines Elefanten seinen feierlichen Einzug in die neue Hauptstadt hielt, wurde von einem Inder eine Bombe geworfen, durch die Lord Hardinge an der Schulter schwer verletzt wurde. Der Vizekönig mußte operiert werden; seine Gesundheit wurde aber wieder hergestellt. Das gefährliche Abenteuer, der sichtbare Ausdruck einer Verschwörung, mag Lord Hardinge den Aufenthalt in Indien verleidet haben; aus Pflichtgefühl und aus politischen Gründen harrte er jedoch die übliche fünfjährige Amtsdauer auf seinem Posten aus und kehrte erst im Jahre 1916 nach England zurück.

Wenn dieser Mann nun wiederum seinen früheren Posten im Auswärtigen Amt übernommen hat, so kann das, wie schon oben gesagt, unmöglich anders gedeutet werden, als daß England den Krieg in seinen eigentlichen politischen Zielen noch nicht verloren gibt. Dem haben wir Rechnung zu tragen; das mögen diejenigen bedenken, die in manchen Äußerungen britischer Staatsmänner Friedensfühler erblickt haben. Wenn sich der verantwortliche Leiter der britischen auswärtigen Politik aufs neue die Hilfe des Mannes gesichert hat, der seit den Tagen der Marokkowirren von 1905 nichts unterlassen hatte, um gegen Deutschland eine erdrükkende Koalition zusammenzubringen, so bedeutet das nichts anderes, als daß England bemüht bleiben wird, den Kreis der Glieder der Entente noch weiter auszudehnen. Von seinen politischen Überzeugungen abgesehen, ist Lord Hardinge auch

kraft seiner sonstigen Eigenschaften dazu der geeignetste Mann. Er ist nicht nur im Laufe seiner langen diplomatischen Tätigkeit in allen für England wichtigen Hauptstädten der Welt tätig gewesen, in Konstantinopel, in Berlin, in Washington, in Sofia, in Paris, Teheran und Petersburg, er ist auch selbst für einen Diplomaten ungewöhnlich linguistisch begabt. Er spricht Türkisch und Persisch, Russisch, Französisch und Deutsch. Und wer die Sprache eines Volkes beherrscht, der begreift auch den Geist dieses Fremdvolkes. Ein solcher Diplomat ist dem Feinde doppelt gefährlich, und vor ihm gilt es besonders auf der Hut zu sein. Wenn es früher oder später einmal zu Friedensverhandlungen kommen wird, so wird, das kann man schon heute als sicher annehmen, Lord Hardinge of Penshurst die treibende Kraft im Londoner Auswärtigen Amt sein. Da ist es gut, zu wissen, wes Geistes Kind dieser Mann ist, der sicherlich nichts unterlassen wird, um seine Ziele, die Englands und seiner Verbündeten Waffen nicht haben erzwingen können, mittels diplomatischer Ränke und Schliche wenigstens zum Teil noch zu erreichen. Merken wir uns für diese Zeit jedenfalls, daß er Eduards VII. vertrautester Ratgeber und an seiner Seite einer der eifrigsten Schürer des Weltbrandes gewesen ist.

Lord Kitchener.

Als in der Nacht vom 5. zum 6. Juni 1916 westlich der Orkney-Inseln der englische Panzerkreuzer „Hampshire“ unterging, verlor England eine Schlacht. Denn an Bord der „Hampshire“ befand sich Horatio Herbert Viscount Kitchener, Lord of Khartoum and of Aspall, britischer Kriegsminister, Sieger von Omdurman und in Transvaal, Nationalheld, Old Englands gefeiertster Mann. Die Meereswogen, die nach seinem Nationalliede Britannia beherrschen will, verschlangen ihn, und eine bösartige Ironie des Schicksals wollte es, daß die tobende See nicht einmal seinen Leichnam zurückgab; ein böses Omen für die Nation, die mit dem Sang „Rule Britannia, rule the waves“ in den Krieg gezogen war.

Während die größte Seemacht der Welt in diesem größten Kriege aller Zeiten strategisch nichts, aber auch rein gar nichts geleistet hat, während nach der Seeschlacht am Skagerrak die führenden Admirale, Sir John Jellicoe und Sir David Beatty, der Welt das würdelose Schauspiel boten, in ihren Berichten, wenn auch in versteckter Form, einander die Schuld an dem schweren Mißerfolg zuzuschieben, während der eine Seeheld dem anderen vorwarf, zu spät gekommen zu sein, während dieses völligen Versagens der britischen Kriegsflotte hatte die noch in den ersten Monaten des Krieges nicht ernst genommene englische Landmacht Ungeheures geleistet. Der Mann, der diese gewaltigen Leistungen bewirkt, der sie überhaupt erst ermöglicht hatte, war Lord Kitchener. Der britische Generalkonsul und diplomatische Agent in Kairo befand sich beim Ausbruch des Krieges gerade in London. War's Zufall oder Vorbereitung von langer Hand? Man

weiß es nicht, und es hat fast den Anschein, als sei Kitcheners Anwesenheit in England während der entscheidenden Tage im Sommer 1914 unbeabsichtigt gewesen. Aber selbst wenn seine Heranziehung für den Augenblick der Mobilmachung geplant gewesen wäre — Kitchener ins Kriegsamt zu setzen, dorthin, wo er allein Großes wirken konnte, war Herrn Asquith nicht eingefallen. Er stellte vielmehr den ausgezeichnetsten Organisator des ganzen britischen Reiches als Oberkommandierenden an die Spitze des Feldheeres, das nach Belgien und Frankreich entsandt werden sollte; Lord Haldane wurde zum Kriegsminister ernannt. Er war es — bis zum Erscheinen der Londoner Morgenblätter. „Times", „Daily Mail", „Morning Post" und alle übrigen Tory-Blätter tobten derart über den „Deutschenfreund" Haldane, daß Asquith den eben ernannten Oberkommandierenden der britischen Truppen auf dem Kontinent telegraphisch zurückberief. Kitchener stand gerade im Begriff, in Dover an Bord eines Panzerkreuzers zu gehen, um über den Kanal zu fahren. Lord Haldane räumte ihm seinen Platz, und Kitchener — stampfte ein Millionenheer aus der Erde.

Das Heer, das Sir John French zur Verfügung stand, war ganze 150 000 Mann stark; als Ende August 1914 Generaloberst von Kluck die Engländer bei St. Quentin geschlagen hatte, hielt man sie in Laienkreisen strategisch für erledigt. Man hielt die englischen Regimenter überhaupt für eine bessere Schützengilde, und man entsann sich der letzten großen englischen Manöver, bei denen infolge unzulänglicher Führung die Verbände derart durcheinander geraten waren, daß etwas plötzlich „Das Ganze halt!" geblasen wurde. Sicherlich war in den ersten Wochen des Krieges die englische Armee mit den Heeren der Festlandmächte in keiner Weise zu vergleichen; aber man vergaß die englische Zähigkeit in Rechnung zu stellen, wußte in den breiten Massen, die sich raschem und frühem Siegesjubel hingaben, vor allen Dingen nicht, daß im Kriegsamt zu London ein Organisator allerersten Ranges saß, der seine Volkstümlichkeit mit größter Geschicklichkeit in den Dienst seiner Aufgabe zu stellen wußte.

Kitcheners Werbefeldzug begann und war von großem Erfolge begleitet. In Wort und Bild, in den Zeitungen, den Kinos und Theatern, in der Bar und im vornehmen Hotelrestaurant, von den Giebeln der Häuser und dem Verdeck der Omnibusse, in den Eisenbahnwagen und längs der Schienenstrecken — überall blickten dem jungen Engländer Kitcheners unerbittliche Augen entgegen: „Das Vaterland braucht Dich!“ — „Der König ruft Sie!“ Sein scharfkantiger Kopf, seine starken Augenbrauen, sein buschiger Schnurrbart verfolgten den wehrfähigen jungen Mann auf Schritt und Tritt. Sie sprachen zu ihm im Kontor, mahnten ihn beim Fußball, ließen ihm keine Ruhe Tag und Nacht. Vor den Portalen der Kirchen, auf den Stufen der Nelson-Säule am Trafalgar Square, auf der Terrasse von Westminster, im Gewühl von London Bridge, am Portikus der Bank von England standen die Werber, Werber im Zylinder und in Khaki, begleitet von Trompetern und Trommelschlägern, und sie forderten in schwungvollen Reden die Passanten auf, Werkzeug und Feder mit dem Gewehr zu vertauschen.

Und die Werbebureaus waren den ganzen Tag gefüllt. Man meinte bei uns, nur die Trimmer aus den Docks, die Ausgestoßenen im Eastend folgten dem Werberuf. Aber wer die bald auch nach Deutschland gelangten Bilder der englischen Freiwilligen auf den Kasernenhöfen etwas kritischer und ohne Voreingenommenheit betrachtete, konnte feststellen, daß es beileibe keine Desperados waren, die der Einkleidung in die Uniform harrten. Das waren der Mehrzahl nach Bürgerssöhne, Studenten, Clerks, die allerdings den Hut mit der landesüblichen Sportmütze vertauscht hatten, gutgekleidete, augenscheinlich geweckte junge Leute, die dem Ruf zu den Fahnen gefolgt waren. Und es ist Tatsache: Lord Kitchener hat ein Heer von mindestens drei Millionen Mann auf die Beine gebracht, hat dieses Heer kaserniert, ausgerüstet, bewaffnet, gedrillt und kriegstüchtig gemacht; er hat einen auf der Höhe der neuzeitlichen Kriegskunst stehenden technischen Apparat beschafft, den Mangel an erfahrenen Führern und Unterführern, so gut es ging, auszugleichen gewußt, kurz, Eng-

land eine wahrlich nicht zu unterschätzende Armee verschafft, nachdem das ursprüngliche kleine Söldnerheer altgedienter Unteroffiziere auf den Schlachtfeldern Flanderns und der Pikardie verblutet war. Wohl haben Lloyd-Georges Rührigkeit, Lord Derbys Unterstützung in der Werbetätigkeit, haben die Kriegslieferungen Amerikas und anderer neutraler Staaten zu dieser Leistung sehr viel beigetragen; wohl hat sich schließlich die allgemeine Wehrpflicht nicht umgehen lassen. Aber Kitchener hat zu dem allem den Grund gelegt; er hat die kriegerische Bereitschaft Englands zu Lande erst ermöglicht. Seine organisatorische Befähigung hat sich auch bei dieser größten Aufgabe, die England je gestellt war, glänzend bewährt, und auch der Gegner muß zugeben, daß hier ein Mann am Werke war, der unbeirrt durch alle Fehlschläge mit eisernem Willen das gesteckte Ziel zu erreichen gewußt hat.

Eiserner Wille und Beharrlichkeit hatten den Mann von frühester Jugend auf geleitet; Wunsch und Wille, zu befehlen, waren nach seinen eigenen Worten Leidenschaft und Ziel seines Lebens, brennender Ehrgeiz stets die Triebfeder seines Wirkens gewesen. Am 24. Juni 1850 zu Gunsborough House in Irland geboren, war Kitchener dennoch Engländer; denn sein Vater, ebenfalls Offizier, stammte aus der Grafschaft Suffolk, und auch seine Mutter, eine geborene Chevalier, war trotz ihrem französischen Namen Engländerin; sie war ein Abkömmling französischer Hugenotten. Die ersten Jahre seines Lebens verbrachte Kitchener in Irland; im Alter von 13 Jahren kam er mit seinen Eltern nach Villeneuve am Genfer See. Später besuchte er die Militärakademie in Woolwich. Schon in der Schule hatte er seinem Vater Sorge gemacht; er war so faul, daß er in eine Mädchenschule gesteckt wurde. Das sollte keine Strafe, sondern ein erziehliches Mittel sein, zumal Herbert Kitchener schon als Knabe eine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht zeigte. Der Ärger, als einziger Junge unter lauter Mädchen zu sitzen, weckte denn auch seinen Ehrgeiz, und er gab sich die größte Mühe, um wieder in eine Knabenschule zu kommen. Seine Ab-

neigung gegen alles Weibliche wurde seither aber nur noch größer; Kitchener ist nicht nur Junggeselle geblieben; er machte auch aus seiner Gesinnung stets so wenig ein Hehl, daß er von fürstlichen Damen bei Hofe wie von den Ladies der einflußreichen englischen Gesellschaft geradezu gehaßt und systematisch befeindet wurde. Als Zögling der Militärakademie von Woolwich erntete er gleichfalls keine Lorbeeren; in seiner Konduite wurde er als „leichtsinnig und lügenhaft" bezeichnet. Abenteuerlich, wie er veranlagt war, brannte er einfach durch, ging nach Frankreich — es war im Jahre 1870 — und trat in der Hoffnung, Karriere zu machen, kurzerhand in die französische Armee ein. An der Loire kämpfte er gegen die Deutschen — er hat sie zeitlebens nicht geliebt —, zog sich infolge der Strapazen des Winterfeldzuges eine Lungenentzündung zu und mußte den Dienst wieder quittieren. Im Jahre 1871 verschaffte ihm väterliche Protektion die Einstellung als Leutnant bei den Royal Engineers. Der junge Pionieroffizier tat seinen Dienst, langweilte sich dabei aber nach Kräften. Sein Sinn strebte hinaus in ferne Länder, und um sich dafür vorzubereiten, trieb er geographische Studien, beschäftigte sich auch gleichzeitig mit der Photographie, die man damals für militärische Zwecke nutzbar zu machen begann. Diese Studien sollten ihm denn auch Gelegenheit geben, aus dem Einerlei des Garnisondienstes herauszukommen. Mit einer Militärkommission wurde er zu Zwecken der Landesaufnahme 1874 nach Palästina entsandt, und als nach dem Berliner Kongreß Cypern unter englische Verwaltung kam, wurde Kitchener im Jahre 1879 mit der topographischen Aufnahme der Insel beauftragt.

Als im Sommer 1882 die Engländer Alexandria bombardierten, eilte er schleunigst nach Ägypten und stellte sich dem Höchstkommandierenden Lord Wolseley zur Verfügung. Der konnte den Ingenieuroffizier, der geläufig Arabisch sprach und noch verschiedene andere orientalische Sprachen beherrschte, gut gebrauchen; Kitchener wurde als Major in der ägyptischen Armee angestellt, und als Sir Evelyn Wood, der bisherige Generalgouverneur von Cypern, mit der Reorganisation des ägyptischen Hee-

res beauftragt wurde, wurde der ihm von Cypern her bekannte Offizier sein Mitarbeiter. Hier konnte er zum ersten Male sein großes Organisationstalent betätigen; in London wurde man aufmerksam auf ihn, und binnen zwei Jahren rückte er zum Oberstleutnant auf. An der britischen Expedition des Jahres 1884 gegen den oberen Nil nahm er als Generalquartiermeister teil, wurde 1886 Gouverneur von Suakin und führte drei Jahre später, in den Kämpfen bei Gamazieh und Toski, unter General Grenfell eine Brigade. Als Sir Francis Grenfell, der Sirdar der ägyptischen Armee, im Jahre 1892 zurücktrat, wurde der mittlerweise längst zum General beförderte Kitchener sein Nachfolger als Oberbefehlshaber der anglo-ägyptischen Truppen.

Die Kämpfe, die England damals im oberen Nillande führte, richteten sich gegen den Mahdi und seinen Nachfolger, den Chalifa Abdullahi. Der Mahdi, eigentlich Mohammed Achmed, ein religiöser Fanatiker aus Dongola, der vom Propheten abzustammen behauptete, hielt sich für berufen, die ursprüngliche Religion wiederherzustellen, gab sich für den am Ende der Tage erwarteten „Mahdi", den islamischen Messias, aus und sammelte zu Anfang der achtziger Jahre eine große Schar von Anhängern, die mit der ägyptischen Herrschaft, besonders aber mit dem Verbot des Sklavenhandels nicht zufrieden waren. Die gegen ihn gesandten ägyptischen Expeditionen wurden von seinem fanatisierten Anhang der Reihe nach geschlagen und aufgerieben; der Mahdi schickte darauf Sendboten in den ganzen Sudan und rief alle Gläubigen zum Heiligen Kriege auf. Die englische Regierung entsandte nunmehr, im Januar 1884, den General Charles G. Gordon, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die oberen Nilländer im Auftrage des Vizekönigs von Ägypten unterworfen hatte, nach Chartum, um dank seinem Ansehen der mahdistischen Bewegung Einhalt zu tun und die ägyptische Herrschaft im Sudan zu behaupten. Obwohl er in Chartum, am Sitz seiner früheren Wirksamkeit, mit offenen Armen aufgenommen wurde, konnte er, nur mit ganz ungenügenden Truppen und Kriegsmitteln versehen, gegen den Mahdi

nichts ausrichten, der mit einem starken Aufgebot gegen Chartum zog und die Stadt einschloß. Nach zehnmonatiger Belagerung — die nach langem Drängen gesandte Hilfe kam zu spät — wurde am 26. Januar 1885 Chartum genommen und General Gordon mit der ganzen Besatzung von den in die Stadt eindringenden Mahdisten niedergemacht. Zwar starb der Mahdi schon wenige Monate später an einer Seuche; aber der von ihm schon bei Lebzeiten zu seinem Nachfolger eingesetzte, bereits erwähnte Chalifa Abdullahi breitete die Macht des Mahdismus noch weiter aus und machte der anglo-ägyptischen Herrschaft im Sudan völlig ein Ende. Im Mai 1889 wagte der neue Mahdi sogar einen Vorstoß gegen Ägypten; sein Heer wurde aber in der Schlacht bei Toski von den Engländern vernichtet.

Hier hatte sich, wie schon erwähnt, Kitchener als Führer einer Brigade ausgezeichnet. Doch die Macht der Mahdisten war durch diese Niederlage keineswegs gebrochen, und der ganze Sudan stand nach wie vor unter ihrer Schreckensherrschaft. Sein unbestrittener Besitz war aber für die englische Herrschaft in Ägypten unerläßlich, und als General Kitchener im Jahre 1892 Sirdar der ägyptischen Armee geworden war, ging er sofort mit der ihm eigenen Zähigkeit und Beharrlichkeit an die Schaffung eines Heeres, das geeignet war, den überaus schwierigen Kolonialfeldzug gegen den Mahdi erfolgreich durchzuführen. Aber es galt nicht allein, die Truppen des Khedive auf die Höhe moderner Ausbildung zu bringen. Alle bisherigen Versuche, der Mahdisten Herr zu werden, waren an der Schwierigkeit der Nachschubverhältnisse in der wasserlosen Wüste gescheitert; der Mangel einer raschen und sicheren Verbindung zwischen Ägypten und dem oberen Nil hatte das tragische Ende General Gordons und zahlreicher Weißen verschuldet. Deshalb unternahm General Kitchener, nachdem ihn im Jahre 1896 die englische Regierung mit der Wiedereroberung des Sudan beauftragt hatte, nichts Geringeres als den Bau einer Eisenbahn durch die Wüste nach Chartum. Dieser Bahnbau war eine Riesenleistung menschlicher Energie. In der Gluthitze der Nubischen Wüste

gab es kein Baumaterial, kein Wasser, keine Lebensmittel, keine Arbeiter. Kitchener machte das Unmögliche möglich. In unglaublich kurzer Zeit lernte er viele Tausende von Fellachen und Schwarzen zu Bahnarbeitern an; er beschaffte Getreide für sie aus Rußland, Lokomotiven, die aus Amerika, Maschinen, die aus England kamen. Das Trinkwasser für Menschen und Vieh mußte in Tankwagen herangebracht werden; aus Kairo, Tausende von Kilometern weit, mußte jede Kleinigkeit nachgeführt werden, die für den Bahnbau wie für den Lebensunterhalt des Arbeiterheeres nötig war.

Von Wadi Halfa am zweiten Nilkatarakt, wo Kitchener seine 12000 Mann starken Truppen zusammengezogen hatte, drang er, stets von der fortschreitenden Bahnlinie gefolgt, südwärts vor, schlug die Mahdisten am 7. Juni 1896 bei Ferkeh und schob von hier nilaufwärts die Grenze der ägyptischen Herrschaft zugleich mit der Bahn bis nach Dongola vor. Am 7. August des nächsten Jahres wurden die Derwische bei Abu Hammed geworfen; am 12. September 1897 erreichte das anglo-ägyptische Heer Berber. Der nächste größere Zusammenstoß geschah am Atbara, wo am 7. April 1898 die Vorhut der Mahdisten bei Nakheila in die Flucht geschlagen wurde. Doch die Hauptmacht der Truppen des Mahdi war nicht nur noch widerstandsfähig, sie bereitete sich, gestützt auf die mahdistische Hauptstadt, auch zum Angriff gegen den anrückenden Kitchener vor. Hier, bei Omdurman, kam es am 2. September 1898 zur Entscheidungsschlacht. Der Mahdi selbst führte seine Scharen, die 35000 Streiter zählten, unter ihnen eine große Zahl Berittener. In wütendem Ansturm rannten die fanatisierten Horden mit dreifacher Übermacht gegen Kitcheners Truppen an; aber die überlegene europäische Kriegskunst spottete der undisziplinierten Tapferkeit der Halbwilden. Die Geschütze und Maschinengewehre, die Dumdumgeschosse der Briten mähten die Derwische nieder; es war ein grausig-phantastisches Schlachtengemälde unter tropischer Sonnenglut. Die Derwische, die aus dem Massenfeuer der Engländer entkommen waren, flüchteten südwärts; im Sturm nahm Kitchener Chartum,

Sir Edward Carson.

Lord Hardinge.

und während noch die Kugeln schwirrten, hielt der Sirdar, der großmächtige Kitchener Pascha, lässig eine Zigarette im Munde, seinen Einzug hoch zu Roß in die Stadt. Er hatte Gordons Tod gerächt. Was an Kämpfen mit den Derwischen noch zu tun blieb, erledigte im folgenden Jahre der Oberst Wingate, der sich schon bei Omdurman ausgezeichnet hatte. Bei Om Debrikat südlich von Dschedid fiel am 24. November 1899 Chalifa Abdullahi selbst mit fast allen seinen Emiren. Die Mahdiherrschaft war aus.

Dieser Kolonialfeldzug, der England den Sudan wiedergab und ihm die Herrschaft über den gesamten Lauf des riesigen Nilstroms sicherte, begründete Kitcheners Ruhm. Im Parlament wurde er als Nationalheld gefeiert; die Königin Viktoria erhob ihn zum Peer von England; er erhielt eine Dotation von 30 000 Lstr. Seinen Landsleuten galt die Schlacht von Omdurman als eine Waffentat sondergleichen; in Wirklichkeit war sie der Sieg der modernen Kriegstechnik über die todesverachtende Tapferkeit wilder Horden, der Maximkanonen über Steinschloßflinten und schnaubende Berberhengste.

Kitchener sonnte sich, ehrgeizig, wie er war, nicht zu lange in seinem Ruhm; er drang den Weißen Nil aufwärts bis nach Faschoda, unter 10 Grad nördlicher Breite, vor. Hier war am 10. Juli 1898, noch vor der Schlacht von Omdurman, die Expedition des französischen Majors Marchand angekommen und hatte die Trikolore gehißt. Marchand hatte im Jahre 1897 eine Durchquerung des schwarzen Erdteils begonnen, war von Loanda über Brazzaville zum oberen Ubangi und dann über Land in das Flußgebiet des Bahr el-Gazal vorgedrungen, um nun fünf Monate in Faschoda am Weißen Nil zu verweilen. Er glaubte Frankreich einen wertvollen Besitz in Aequatorialafrika gesichert zu haben; da kam Kitchener von Norden mit Truppenmacht, hinter sich die stets mit ihm Schritt haltende Eisenbahn, und fragte den französischen Major, was er in Faschoda zu suchen habe. Es geschah nicht sonderlich höflich, und Marchand hatte mit dem Einwand, daß er zuerst dagewesen sei, daß er infolgedessen auch dazubleiben gedenke, kein Glück. Kitchener fühlte sich zwar nicht berufen, im Innern Afrikas auf eigene Faust mit Frank-

6

reich Krieg anzufangen; aber er hatte ja die Eisenbahn und den Telegraphendraht hinter sich, und er berichtete unverzüglich nach London.

Die Folge war die Faschoda-Affäre. England ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Weigerung der Räumung Faschodas der casus belli sei. Paris tobte und schäumte; die französische Presse stieß ein Wutgeheul aus, aber die französische Regierung steckte, ihrer Ohnmacht England gegenüber bewußt, die Ohrfeige ein und befahl Marchand, Faschoda zu räumen. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß im Weltkriege Kitchener in seiner Eigenschaft als Kriegsminister bei einer Besichtigung der französischen Front mit Marchand zusammentraf, der inzwischen zum General aufgerückt war. Die beiden einstigen Gegner wechselten einige höfliche Worte. Was mochte in diesem Augenblicke der französische General wohl empfunden haben?

Von Faschoda zurückgekehrt, wurde Lord Kitchener im Januar 1899 zum Generalgouverneur des Sudan ernannt. Im gleichen Jahre brach der Burenkrieg aus. Als nach der schweren Niederlage des Generals Sir Redvers Buller bei Colenso am 15. Dezember 1899 die Sache eine für die Engländer katastrophale Wendung zu nehmen drohte, wurde der Feldmarschall Lord Roberts zum Oberbefehlshaber, Lord Kitchener unter Beförderung zum Generalleutnant zu seinem Generalstabschef ernannt. Auch hier siegte wieder die straffe Organisation über die undisziplinierte Tapferkeit; aber hier siegte auch die britische Übermacht. Die größeren Schlachten hatte Lord Roberts geschlagen; als der Feldzug mehr und mehr zum Kleinkrieg herabsank, kehrte der Feldmarschall nach England zurück; Kitchener wurde, am 30. November 1900, sein Nachfolger als Oberkommandierender. Und der Sieger von Omdurman hatte sich noch anderthalb Jahre mit den immer mehr zusammenschmelzenden Buren herumzuschlagen. Da er mit ihren zerstreut kämpfenden Haufen nicht fertig wurde, suchte er ihnen mit Hilfe überlegener Organisation beizukommen. Er errichtete in dem ganzen, weiten Kampfgebiet feste Blockhäuser, die durch Stacheldraht miteinander verbunden waren, und durch die er das Land in

lauter kleine, sicher zu beherrschende Abschnitte zerlegte; er brannte, womit Lord Roberts bereits begonnen hatte, die Burenfarmen nieder, sperrte Frauen und Kinder in seinen berüchtigten Konzentrationslagern zusammen und beraubte dadurch die Kämpfer im Busch der Schlupfwinkel und der geheimen Unterstützung durch ihre Frauen. Zehntausende der Eingepferchten gingen an Seuchen, an schlechter Ernährung, an den Unbilden des Klimas in den Konzentrationslagern zugrunde. Die gesamte Kulturwelt tobte über diese erbarmungslose Kriegführung, nannte Kitchener einen Bluthund und gab ihrem Abscheu über die schamlose Unterjochung des Burenvolkes ungehemmt in Wort und Bild Ausdruck. Selbst in England fand diese Art der Kriegführung Widerspruch, und unter den Männern, die öffentlich gegen Kitcheners Maßnahmen in Südafrika Stellung nahmen, war der Eifrigsten einer — Lloyd-George. Doch der Erfinder der Konzentrationslager erreichte sein Ziel; wiederum kehrte er als Sieger nach England zurück. Er hatte dem unersättlichen Albion ein großes Land und ein zäh seine Freiheit verteidigendes Volk unterworfen; dafür erhob ihn König Eduard VII. zum Viscount, das Parlament feierte ihn von neuem als Siegesheld und bewilligte ihm eine neue Ehrengabe, diesmal 50 000 Lstr.

Noch zu Ende des Jahres 1902 wurde ihm ein neuer Wirkungskreis zugewiesen. Er ging als Oberkommandierender aller britischen Streitkräfte nach Indien; England hatte damals kein bedeutsameres Kommando zu besetzen. Rußlands asiatischer Expansionsdrang nach Osten und Süden war in den Jahren vor dem russisch-japanischen Kriege so bedrohlich geworden, daß man in London für Indiens Sicherheit schwere Sorgen hegte. Lord Kitchener sollte die ganz unzulängliche anglo-indische Wehrmacht reorganisieren, und mit seiner ihm eigenen zähen Folgerichtigkeit ging er ans Werk. Er überzeugte sich selbst von dem Zustand der nordwestlichen Grenzbefestigungen, zog darauf die über das riesige Land verstreuten Truppen an den wichtigen Eisenbahnknotenpunkten zusammen und bereitete an den gefährdeten Grenzpunkten, die für einen Einfall der Russen in Betracht kamen, alles auf das sorg-

samste vor, um einem etwaigen Angriff erfolgreich begegnen zu können. Den Indern gegenüber ließ Lord Kitchener keinen Zweifel aufkommen, daß er entschlossen war, jeden Versuch eines Aufstandes mit größter Rücksichtslosigkeit niederzuschlagen. Er trat überhaupt wie ein Diktator auf, und Reibungen mit dem Vizekönig, damals Lord Curzon, konnten nicht ausbleiben. Schließlich kam es zu einem so heftigen Zusammenstoß zwischen den beiden, daß einer das Feld räumen mußte. Dieser eine war der Vizekönig; Kitchener blieb als Sieger in Indien. Dem zurückgetretenen Lord Curzon folgte Lord Minto, der mit dem selbstherrlichen Oberkommandierenden hinsichtlich der militärischen Notwendigkeiten und Reformen einer Meinung war.

Im Jahre 1907, als Lord Kitchener noch in Indien war, kam das englisch-russische Abkommen über Persien zustande, das den Anfang der Annäherung zwischen den beiden Mächten bildete. Die Gefahr für Indien war damit beschworen; aber neben der Niederlage in Ostasien war für Rußland beim Abschluß des Abkommens sicherlich auch die Erwägung ausschlaggebend gewesen, daß nach der Durchführung der militärischen Reformen Kitcheners ein etwaiger Angriff auf Indien nicht minder unglücklich enden könne wie der Krieg gegen Japan in der Mandschurei. So hatte Lord Kitchener in Indien keineswegs vergebliche Arbeit geleistet, und als er im Jahre 1909 abberufen wurde, zeichnete ihn König Eduard durch die Ernennung zum Feldmarschall aus. Zu Anfang des Jahres 1914 hat man ihm in Kalkutta ein großes Reiterstandbild errichtet, das die Inschrift trägt: „Errichtet durch öffentliche Sammlung als ein Zeichen der Hochschätzung von dem Volk Indiens". Man kann sich denken, wie sehr sich das indische Volk bemüht hat, dem Manne, der jede Freiheitsregung der Inder in einem Meer von Blut zu ersticken gedroht hatte, ein Denkmal zu setzen. Aber derlei Heucheleien gehören zu den bewährten Regierungsgrundsätzen der Briten.

Lord Kitchener sollte dem Herzog von Connaught als Oberkommandant aller Streitkräfte des Mittelmeeres folgen, der seinen Amtssitz auf Malta hat. Dieses Amt, das

bisher stets ein Dekorationsposten für königliche Prinzen gewesen war, paßte dem Sirdar und Feldmarschall aber nicht; er nahm es erst an, als Asquith, der mittlerweile zur Regierung gekommen war, den Wirkungsbereich des Postens wesentlich erweiterte und Kitchener zum Höchstkommandierenden aller Streitkräfte von Gibraltar bis Neuseeland mit dem Sitze in Kairo machte, ihn auch gleichzeitig zum Mitglied des Ausschusses für die Reichsverteidigung ernannte. Abermals harrte hier Kitcheners eine bedeutsame organisatorische Aufgabe, und die Reform der Kolonialtruppen führte ihn nach allen britischen Besitzungen in dem weiten Bereich seines Oberbefehls.

Als im Jahre 1911 Sir Eldon Gorst, der Nachfolger Lord Cromers, Ägypten verließ, wurde Lord Kitchener an seine Stelle als britischer Generalkonsul und diplomatischer Agent am Hofe des Khedive berufen. So unscheinbar dieses Amt sich äußerlich auch darstellt: es war der wichtigste Posten, den das britische Weltreich zu vergeben hatte. Denn der „diplomatische Agent“ und Generalkonsul in Kairo war in Wirklichkeit nichts anderes als der Diktator des Pharaonenlandes, und man wählte Kitchener für diese Stellung nicht ohne Bedacht. Der einstige Sirdar, der England das weite obere Nilland unterworfen hatte, sollte Ägypten seinem Vaterlande nun auch rechtlich angliedern; tatsächlich war es ja längst in seinen Händen. Selbst die Scheinherrlichkeit des Khedive und dessen nur formale Abhängigkeit vom Sultan der Osmanen waren dem englischen Selbstbewußtsein ein Dorn im Auge. Kitchener ging auch hier wieder mit seiner zielbewußten Energie ans Werk. Als genauer Kenner Ägyptens wußte er, wie sehr das Land zu seinem Gedeihen einer starken organisatorischen Hand bedurfte, die es wirtschaftlich und kulturell zu heben imstande war. Vor allem nahm er sich der geknechteten Bauern an und schuf ein Gesetz, nach dem diese nicht mehr von ihrem Grund und Boden verjagt werden konnten. So erwarb er sich rasch den Namen des „Vaters der Fellachen“. Dann galt seine Tätigkeit der Nutzbarmachung kulturfähigen Bodens durch weitere Verbesserungen der Bewässerungsanlagen im Baumwollgebiete des Nildeltas wie in Oberägypten. Er kümmerte sich um die

Höherzüchtung der Baumwolle, wie um die Vergrößerung der berühmten Staudammanlagen bei Assuan; er baute Straßen, richtete Elementar- und Fachschulen ein, begründete in der Erkenntnis, daß die Entwicklung Ägyptens von der Entwicklung der Landwirtschaft abhänge, ein besonderes landwirtschaftliches Ministerium. Stets auf Reisen, nahm er alle Einrichtungen des Landes selbst in Augenschein, und ein Meister der Regie, ließ er sich, wohin er auch kam, von der Bevölkerung empfangen und huldigen wie ein regierender Fürst. Wenn er von seinen Besichtigungsreisen wieder in Kairo ankam, schritt er nicht zwischen Arabern, Fellachen und Levantinern zu seinem Auto, das ihn seiner Residenz im Villenviertel Kasr el-Dubarah zutragen sollte, er benutzte das Portal des Bahnhofs, das dem Khedive und anderen Fürstlichkeiten vorbehalten war.

Er kam nicht mehr dazu, die formelle Annexion des Landes auszusprechen; der Kriegsausbruch traf ihn in London, und er kehrte nicht mehr an den Nil zurück. Aber der britischen Regierung war es nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg dank Kitcheners geschickter Vorbereitung leicht, den in Österreich weilenden Khedive Abbas abzusetzen und in der Person des Hussein Kamil einen willfährigen Strohmann zum „Sultan" von Ägypten zu machen. Das Volk wurde nicht befragt; sein Unmut wagte sich kaum hervor angesichts der gewaltigen Truppenmacht, die England alsbald aus Australien und Neuseeland im Niltal zusammenzog; jede Regung des Widerstandes wurde rücksichtslos unterdrückt, Aufrührer wurden kurzerhand erschossen. Kitchener weilte zwar fern in London; aber in Ägypten herrschte mitleidlos sein despotischer Geist.

*

Er herrscht noch heute im Lande der Pharaonen; er herrscht, wenngleich Lord Kitchener längst vom tobenden Nordmeer verschlungen ist, im ganzen Britenreich. Die einstige englische Freiheit des Einzelnen ist in diesem Kriege dahingegangen; die Häscher des Kriegsamts grei-

fen die Drückeberger bei Sport und Spiel, wo immer sie ihrer habhaft werden. Der „Militarismus“ herrscht heute in England wie nur in irgendeinem Lande des Kontinents, und wenn etwas dazu beiträgt, den Haß der Briten gegen die Deutschen wachzuhalten, so ist es die Wehrpflicht, die sie, wie sie nicht ohne Grund annehmen, nie wieder loszuwerden fürchten. Sie haben dieses Geschenk Lord Kitchener zu verdanken, der sich zwar gehütet hat, selbst allzu eifrig für sie einzutreten — weil er, der stets sorglich für seinen Ruhm und seine Beliebtheit bedacht war, das Odium lieber anderen überließ —, der aber im stillen längst alles für ihre Durchführung vorbereitet hatte. Den Engländern bleibt darum Lord Kitchener doch der erste Soldat der Welt, der siegreiche Feldherr, obwohl er in seinem Leben niemals auch nur ein kriegsstarkes Armeekorps gegen den Feind geführt hat. Bei Omdurman, seiner Großtat, wo er die wilden Derwische mit Maschinengewehren niedermähte, hatte er längst keine 20 000 Mann; auch im Burenkriege standen ihm keine gleichwertigen Truppen gegenüber. Wäre er statt Sir John French nach Asquiths ursprünglicher Absicht Oberbefehlshaber in Frankreich und Belgien geworden — wer weiß, was von seinem Ruhme übrig geblieben wäre! Kitchener war in Wirklichkeit weit weniger Stratege als Organisator; als solcher aber war er bedeutend, ungewöhnlich, zäh und zielbewußt. Und was ihn bei seinen Landsleuten zum Nationalheros werden ließ, das war neben seinen Erfolgen der Umstand, daß Kitchener das typische, unverfälschte Engländertum mit allen seinen Mängeln und Vorzügen in seiner ganzen Eigenart verkörperte. Die baumlange, hagere, dabei doch sehnige und elegante Gestalt, die harte, kalte, fast grausame Entschlossenheit seiner Augen, das scharfkantige Gesicht, seine Humorlosigkeit, seine Anmaßung und Überhebung, aber auch seine kurz angebundene Sachlichkeit, sein Wille zur Macht, der unerschütterliche Glaube an das eigene Ich, die zielsichere Zähigkeit, die durch Widerstand nur noch verstärkt wird, das Fehlen jeglicher Rücksicht, wo es den eigenen Vorteil gilt — das alles ist ein Abbild Englands. In Kitchener spiegelte sich die britische Eigenliebe; der Mann und sein Werk waren

wie ein Sinnbild Albions, das Länder und Meere beherrscht und das in allen Erdteilen zu Hause ist. Als zum ersten Male seit hundert Jahren ernstlich an dieser Macht gerüttelt wurde, hatte England seinen Kitchener, der den Widerstand gegen die seinem Weltreich drohende Gefahr glänzend organisierte und dabei alle Eigenschaften des englischen Wesens betätigte. Gewiß, er war auch nur ein Mensch; war eitel, zeigte Spuren von Größenwahn, kannte keine sittlichen Hemmungen. Nach seinem siegreichen Einzug in Chartum ließ er das Grab des Mahdi öffnen, der Leiche den Kopf abschlagen und diesen den gefangenen Derwischen im Kreise herumreichen. Er wußte, daß diese rohe Pietätlosigkeit die Rechtgläubigen auf das tiefste empören mußte; aber er tat's mit Bedacht; er wollte die Besiegten seine ganze Macht fühlen lassen, wollte in der wiedergewonnenen Stadt wohl auch kein Märtyrergrab wissen. Ihm heiligte stets der Zweck die Mittel; er überhörte geflissentlich das Röcheln der in den Konzentrationslagern elend verendenden Burenkinder, und das bitterböse Schimpfwort „Bluthund", das ihm aus den Journalen der ganzen Welt entgegenschrie, ließ ihn kalt.

Wie er im Leben war, so starb er auch: kalt, mutig, unnachgiebig. Ein Geretteter von der „Hampshire" hat's berichtet; man habe ihn an Deck gesehen, und man wollte ihn veranlassen, ein Boot zu besteigen. Aber er habe es abgelehnt, und dann habe man nichts mehr von ihm gesehen. Er war nicht wie Uhlands schlimmer Ganelon: „Wär' ich mit guter Art davon, möcht' euch der Teufel holen!" Er ging unter mit dem Kriegsschiff seiner Großbritannischen Majestät, gefällt von dem Feinde, den er von ganzer Seele gehaßt und den zu vernichten sein Amt und sein Streben gewesen waren. Wir, die wir ihn gefällt haben, dürfen uns seinen Untergang gleich einem Siege anrechnen; denn er hatte getan, was in seinen Kräften stand, um den Krieg zu verlängern und uns zu zermürben. Doch es wäre unwürdig, ihn zu schmähen oder zu verkleinern. Lord Kitchener war unser Feind; aber er war ein ganzer Mann.

Leonida Bissolati.

Der italienische Volkstribun mit dem klassischen Heldennamen, der es durch den Krieg zum Minister gebracht hat, ist in seiner Art sicherlich nicht weniger mutig als der Spartanerkönig, dessen Namen er trägt. Seinen Ruhm kündet freilich kein modernes Thermopylä; immerhin ist Leonida Bissolati bei Beginn des italienischen Krieges als Freiwilliger ins Feld gezogen, und er hat als gemeiner Soldat an der Grenze des ewigen Eises tapfer für sein Vaterland gekämpft. Er ist auch, wenn auch nur leicht, verwundet worden, und sein Dienst bei der Fahne war nicht etwa eine Farce wie des edlen D'Annunzio Militärdienst, der gleich als Leutnant angefangen hatte. Bissolati hat es an der Front nur bis zum Unteroffizier gebracht, und wenn ein 58jähriger Mann an der Front sein Leben in die Schanze schlägt, ohne daß er es nötig hat, so muß er Mut und sittliche Eigenschaften besitzen, die ihn weit über die Sphäre der Maulhelden und Kaffeehausstrategen, der Pfründenschlucker und verdächtigen Vaterlandsretter hinausheben, die heute in Italien das große Wort führen und die öffentliche Meinung des Landes irregeleitet haben. Leonida Bissolati steht als Mensch und Charakter weit über Salvatore Barzilai, dessen symbolische Ministerwürde mit dem Sturz des Kabinetts Salandra sang- und klanglos ihr Ende gefunden hat, und wenn diese beiden Männer in der Entwicklung ihrer Laufbahn anscheinend auch viel miteinander gemein haben, so besteht doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem geschniegelten und gebügelten Herrn Barzilai und dem kleinen, unscheinbaren Bissolati, der wenigstens

äußerlich bis zum heutigen Tage ein unentwegter Volksmann und Sozialist geblieben ist. Er ist nicht für äußerliche Eleganz, und ein schwarzer Gehrock gehörte noch vor kurzem nicht zu seinen Besitzstücken. Aber die Art, in der er mit diesem Mangel an äußerlicher Wohlansehnlichkeit kokettiert, ist verdächtig und scheinbar nicht ganz unbeabsichtigt. Ganz ohne Pose ist ja überhaupt kein Italiener, und man geht deshalb auch wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er vor fünf Jahren erst nach reiflicher Überlegung im Schlapphut und Straßenanzug zum König gegangen ist. Dieser sehr wenig hoffähige Anzug hatte auch sicherlich Viktor Emanuel viel weniger als Bissolatis Anhängern imponiert, die aus seinem Schlapphut so eine Art Garibaldihemd gemacht und ihn in ihren Zeitungen als greifbares Dokument sozialistischen Männerstolzes vor Königsthronen abgebildet hatten.

Damals, im März des Jahres 1911, hatte der schlaue Giolitti versucht, die zu jener Zeit noch einige sozialistische Partei Italiens zu sprengen. Er glaubte, das nicht besser erzielen zu können, als wenn er den volkstümlichen Bissolati zum Minister machte. Giolitti bildete damals gerade sein viertes und letztes Ministerium, jenes Kabinett, dessen wichtigste Aufgabe die Einführung des allgemeinen Wahlrechts werden sollte. Dabei schien ihm die Unterstützung wenigstens der gemäßigteren unter den Sozialisten äußerst wertvoll. Bissolati lehnte aber den Eintritt in das Kabinett ab, und Giolitti, der in seiner politischen Laufbahn immer Glück gehabt hat, hatte es auch darin, daß sich die Sozialisten auch ohne sein Zutun in eine revisionistische und eine radikale Gruppe spalteten. Bissolati wurde der Führer der revisionistischen sozialistischen Partei Italiens, und der einstige Leiter des „Avanti“ wurde seit 1912 von seinen früheren Genossen als Abtrünniger auf das heftigste befehdet.

Die Wege, die er einschlug, wurden denn auch immer sonderbarer. Sein Steckenpferd war bis dahin stets die Bekämpfung der Kirche gewesen, die er für alle Rückständigkeiten Italiens verantwortlich machte. Nun trat aber, je mehr sich der politische Horizont Europas umdüsterte,

immer schärfer sein Deutschenhaß in den Vordergrund. Dieser Deutschenhaß ist bei ihm sicherlich überzeugungssache, so verworren er sich auch äußert. Bissolati bildete sich ein, Deutschland sei der Hort aller politischen und kirchlichen Reaktion; in Frankreich dagegen sieht er die Verkörperung des modernen demokratischen Staatsgedankens. Schon dieser Umstand zeigt, wie wenig der Mann in das Wesen der Dinge eingedrungen ist, wie sehr er an Äußerlichkeiten haftet, und wie fremd ihm in Wirklichkeit Deutschland und Frankreich sein müssen. Aber was Leonida Bissolati an politischem Wissen und Reife des Urteils, an Einsicht und Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, das ersetzt er durch eine glänzende Feder und eine hinreißende Beredsamkeit. Und während er in der Deputiertenkammer wie in der Volksversammlung die gewaltige Schar seiner Anhänger stets zu fesseln und fortzureißen wußte, wirkte er auch schriftstellerisch mit größter Eindringlichkeit im Sinne seiner politischen Überzeugung, deren sich die Irredentisten wie die Ententefreunde in geschicktester Weise zu bedienen wußten. Nachdem ihm der „Avanti" verschlossen war, sicherte sich der radikale, von französischem Gelde ausgehaltene „Secolo", der seinerseits in enger geschäftlicher Verbindung mit dem römischen „Messaggero" steht, seine Feder, und in beiden Blättern betrieb Bissolati fortan eine wütende Deutschenhetze. Er war es, der am 28. Juli 1914 in dem Mailänder und dem römischen Blatt zum ersten Male offen gegen Italiens Dreibundgenossen auftrat und seinem Lande empfahl, in dem schweren Konflikt der beiden europäischen Mächtegruppen neutral zu bleiben.

Die verhängnisvolle Bedeutung dieses Bissolatischen Leitartikels ist bisher wohl kaum nach Gebühr gewürdigt worden. Man kann zwar annehmen, daß Sir Rennell Rodd und Herr Camille Barrère, der englische und der französische Botschafter in Rom, am 31. Juli 1914 auch ohne Bissolatis Leitartikel im „Secolo" und im „Messaggero" jenen gemeinschaftlichen Besuch auf der römischen Consulta gemacht hätten, in dessen Verlauf sie vom damaligen Minister des Auswärtigen, Marquis di San Giuliano, durch

unverhüllte Drohungen Italiens Neutralität erpreßten. Aber vielleicht wäre San Giulianos Entschließung anders ausgefallen, hätte die offenkundige Beeinflussung der Volksmeinung für die Entente nicht bereits erfolgreich eingesetzt gehabt.

Daß die öffentliche Meinung in Italien geradezu mit Windeseile ins feindliche Lager abschwenkte, daß die Zeitungen, selbst diejenigen, die, wie die römische „Tribuna" und die Turiner „Stampa", stets Anhänger Deutschlands und des Dreibundes gewesen waren, schon nach wenigen Kriegstagen sich in der Beschimpfung der bisherigen Bundesgenossen geradezu zu überbieten suchten, war in erster Linie das zweifelhafte Verdienst Bissolatis, der bedingungslos Italien in den Krieg gegen Deutschland zu hetzen suchte, und der sich zum lauten Verkünder der von der Entente frech erlogenen Greuelgeschichten hergab, mit denen die Neutralen auf die Seite des Dreiverbandes herübergezogen werden sollten. Ins Maßlose stieg seine Hetzertätigkeit, als Salandra den Zeitpunkt für das Eingreifen Italiens in den Krieg gekommen erachtete. Bissolati, der beliebte Volksmann, war es, der unermüdlich die Massen anfeuerte und aufhetzte, und der sich zum Führer der Piazza aufwarf. Neben D'Annunzio hat niemand so sehr wie er zur Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften des leicht erregbaren italienischen Volkes beigetragen, und seine persönliche Rechtlichkeit überzeugte auch diejenigen, die Bildung und Einsehen genug besaßen, um sich von den bezahlten Phrasen eines D'Annunzio nicht beeinflussen zu lassen. Bissolati aber riß sie alle fort, die freiheitlich gesinnten Intellektuellen wie den Kleinbürger und den sozialistischen Arbeiter.

Wie sehr Bissolati im Banne seiner Ueberzeugung steht, geht aus dem Umstande hervor, daß er trotz den Mißerfolgen des italienischen Heeres immerfort zur Kriegserklärung auch gegen Deutschland getrieben und daß er nicht geruht hat, bis dieses Ziel Ende August 1916 erreicht war, weniger freilich auf sein Betreiben als auf Englands starken Druck. Für ihn ist Oesterreich-Ungarn der Erbfeind, ohne dessen Niederwerfung Italiens imperialistische

Träume nicht erfüllt werden können; in Deutschland aber sieht er den Feind der Völkerfreiheit überhaupt. In seltsamer Verschrobenheit nimmt er an dem Bündnis mit Rußland keinen Anstoß; er kann sich zwar auch für Väterchens Reich nicht begeistern, aber dieses Bündnis scheint dem sonderbaren Sozialisten, den vom Marxismus heute Welten trennen, das kleinere Uebel. Es war nur natürlich, daß Victor Emanuel sich dieses einflußreichen Mannes versicherte, als der Sturz des Kabinetts Salandra ihm die Gelegenheit dazu bot. Denn Bissolati ist bei der Piazza ungleich populärer als der König; es war von diesem ein Akt der Klugheit, die gewaltige Werbekraft des Volkstribunen auf seine Seite zu ziehen.

So ist Leonida Bissolati Minister des Königs von Italien geworden. An der Wiege war ihm ein so glanzvoller Aufstieg nicht gesungen worden. Er ist, zu Cremona im Jahre 1857 unehelich geboren, in Not und Armut aufgewachsen, hatte es aber durch Fleiß und Ausdauer ermöglicht, Jura zu studieren. Dann wandte er sich der sozialistischen Propaganda zu und wurde Journalist. Im Alter von 40 Jahren wurde er zum ersten Male in die Kammer gewählt, der er seither ohne Unterbrechung angehört; seit 8 Jahren vertritt er einen Wahlkreis der Stadt Rom. Als Chefredakteur des „Avanti" wurde er der Nachfolger von Enrico Ferri. Nun ist der Volksmann Exzellenz, die Belohnung für die uneigennützigen Dienste, die er der Kriegspartei in Italien geleistet hat. Um so tragikomischer mutet es an, daß Bissolati, dessen ministerielle Aufgabe es ist, die Beziehungen zwischen der Zivilverwaltung und der Armee zu pflegen, sich durch seinen Übereifer bei der obersten italienischen Heeresleitung äußerst mißliebig gemacht hat. Getreu seiner Anschauung, daß Italien gar nicht tief genug in den Weltkrieg verstrickt werden könne, und als logische Folge der italienischen Kriegserklärung an Deutschland trat er immer von neuem für die Entsendung italienischer Truppen nach den französischen Kriegsschauplätzen ein, fand aber damit beim General Cadorna kein Glück. Darauf hielt es der Minister für die Verbindung mit der Armee für seine Aufgabe, dem Offizier-

korps klarzumachen, daß an den Mißerfolgen Italiens kein anderer als Cadorna schuld sei. Ein Generalstabsoffizier, der Oberst Douhet, gab, durch Bissolatis Vorgehen ermutigt, der im Offizierkorps gegen den Generalstabschef augenscheinlich herrschenden Mißstimmung in einer Denkschrift Ausdruck, die in drei Ausfertigungen, und zwar für die Minister Bissolati, Sonnino und Rufini, hergestellt wurde. Der Deputierte Mosca sollte der Überbringer dieser Denkschriften sein, ließ aber, so heißt es, ein Exemplar im Eisenbahnabteil liegen, und der unbekannte Finder sandte es an Cadorna. Der Höchstkommandierende war von dem Inhalt der Denkschrift begreiflicherweise nicht sonderlich erbaut, und in seinem Feldherrnzorn verlangte er Bissolatis Verhaftung. Der Ministerpräsident Boselli erwiderte, daß Bissolati infolge seiner Immunität als Minister gerichtlich nicht belangt, geschweige denn verhaftet werden könne; aber der Zorn des Gewaltigen forderte sein Opfer. Er beantragte die Verfolgung des Ministers durch den Staatsgerichtshof, fand aber auch damit keine Gegenliebe und verlangte nunmehr die Erschießung des Obersten Douhet kraft eines kriegsgerichtlichen Urteils. Dazu kam es zwar nicht, da sich auch hier der Ministerpräsident ins Mittel legte; aber dem schriftstellernden Obersten ging es trotzdem schlecht; er wurde vom Kriegsgericht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Seither sind zwischen dem Höchstkommandierenden und dem Minister für die Beziehungen zur Armee die Beziehungen völlig abgebrochen. Bissolati traut sich auch nicht mehr in die Kriegszone; denn militärisch bekleidet er, wie gesagt, nur den Rang eines Unteroffiziers, und er scheint trotz seiner ministeriellen Unantastbarkeit den Grimm des Peliden zu fürchten. Auch sonst scheinen gegen Bissolati gewisse Verstimmungen zu herrschen; wie es heißt, hält das Kabinett seine laut betonte Feindseligkeit gegen die Kirche in diesen Zeiten für unklug und unerwünscht. So erlebt also Leonida Bissolati an seiner ministeriellen Herrlichkeit der Freuden nicht allzuviel. Wenn überdies das italienische Volk erst erkannt haben wird, welches Elend der Krieg über das Land gebracht hat, dann steht es schlimm

um Bissolatis Popularität; es sei denn, daß er sich, wie Barzilai, wieder der Verantwortung entledigt, die er moralisch ohnehin getragen, und die er, seit er Minister ist, nun auch offiziell für das Gelingen des Krieges übernommen hat. Aber der „italienische Briand", wie man ihn genannt hat, bleibt darum doch Italiens wütendster Kriegsschürer.

Graf Okuma.

Die Banzaischreier, die in den ersten Kriegstagen des Jahres 1914 in Berlin die Japaner auf der Straße begeistert hochleben ließen, hatten damals rasch zu ihrer nicht geringen Bestürzung erfahren müssen, daß sie ihre Begeisterung am unrechten Orte verschwendet hatten. Aber nicht nur den stimmkräftigen Politikern der Straße war, als Japan bald darauf sein unverschämtes Ultimatum an Deutschland richtete, eine schwere Enttäuschung bereitet worden. Man kann wohl sagen, daß, von einer ganz geringen Zahl politisch geschulter, kühler Köpfe abgesehen, ganz Deutschland sich über die Haltung Japans im Weltkrieg irrigen Vorstellungen hingegeben hatte. Denn es klingt zwar etwas eigenartig, ist aber Tatsache, daß die Japaner Deutschland und die deutschen Verhältnisse weit besser kennen, als der Deutsche über das Land der aufgehenden Sonne unterrichtet ist. Nur Seeleute, einige Diplomaten, eine Anzahl von Kaufleuten und Globetrottern kennen bei uns den fernen Osten aus eigener Anschauung, während Japan Jahrzehnte hindurch regelmäßig einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner studierenden Jugend wie seines kaufmännischen Nachwuchses nach dem Abendlande, besonders nach Deutschland gesandt hat, während seit den Tagen, da General Meckel die Asiaten unsere Taktik und Strategie gelehrt hat, japanische Offiziere in großer Zahl zur weiteren Ausbildung deutsche militärische Anstalten besucht, im Verbande deutscher Truppenteile Dienst getan haben. So konnte es nicht wundernehmen, daß die kleinen gelben Herren mit ihren listigen Schlitzäuglein bis zuletzt unter uns weilten, und daß sie, als die weltpolitische Lage schon äußerst bedrohlich geworden war, immer noch mit verschmitztem Lächeln unseren Gesprächen über Krieg

Lord Kitchener.

Leonida Bissolati.

und Frieden lauschten, dieweil sie schon die Weisung ihrer Botschaft in der Tasche trugen, sich geräuschlos und unauffällig für die Abreise zu rüsten, für den Abschied, bei dem ihnen die Banzairufe der Ahnungslosen entgegenklangen.

Man war bei uns in der Beurteilung Japans im Jahre 1914 rund um ein Jahrzehnt zurück, und die öffentliche Meinung wähnte noch im Jahre 1904 zu leben, als Russen und Japaner mit den Waffen in der Hand einander gegenübergestanden hatten. Englands Bündnis mit dem Inselreich des fernen Ostens hatte man entweder vergessen, oder man hatte anscheinend geglaubt, daß eine Großmacht mit dem einen Teile einer Koalition befreundet, mit dem anderen verfeindet sein könne. Aber jeder, der von den tieferen Beweggründen zum Weltkriege klare Vorstellungen hatte, mußte sich sofort sagen, daß das in der Verfolgung seiner politischen Ziele stets folgerichtig und rücksichtslos vorgehende Britenreich seitens seines ostasiatischen Verbündeten keinerlei Zweideutigkeiten dulden, daß es auf der Einhaltung nicht nur der vertraglich festgelegten Bündnisverpflichtungen bestehen, sondern daß England auch darüber hinaus von Japan jedwede Hilfe beanspruchen werde, deren es bedurfte. Denn Japan war seit den Tagen des Friedens von Portsmouth den Briten finanziell tributpflichtig, und die schwierige Lage des japanischen Wirtschaftslebens wie die Ebbe in seiner Staatskasse machten es den gelben Insulanern, selbst wenn sie gewollt hätten, unmöglich, sich etwa von England loszusagen.

Man kann aber überzeugt sein, daß der Weltkrieg Japan keineswegs ungelegen kam. Denn wenn es auch durch sein Bündnis mit England zur Wahrnehmung der britischen Interessen im fernen Osten verpflichtet war, so hat Japan doch niemals andere als rein japanische Politik getrieben, und es gehörte nicht einmal ein hervorragender politischer Weitblick dazu, um klar zu erkennen, daß der Krieg, der Englands ganze Kraft in Anspruch nehmen mußte, Japan bei der Verfolgung seiner eigenen Interessen in China und im Stillen Ozean außerordentlich fördern müsse. Der Erwerb von Tsingtau mit dem reichen Hinterlande der deutschen Interessensphäre in der Provinz

7

Schantung, wozu der Krieg gegen Deutschland ihm bequeme Gelegenheit bot, war für die Gelben zwar sehr erstrebenswert, spielte aber doch nicht die ausschlaggebende Rolle wie die Möglichkeit, in China freie Hand zu erhalten. Sicherlich hätte Japan vorgezogen, seine guten Beziehungen zu Deutschland aufrechtzuerhalten; aber sein großes und ureigenstes Ziel, gewissermaßen seine nationale Lebensaufgabe, erblickt es in der Beherrschung des Reiches der Mitte, und um diesem Ziele näher zu kommen, konnte es von seinem Standpunkt aus getrost den Bruch mit Deutschland wagen, der ihm einen billigen Erfolg brachte und noch dazu für den Augenblick völlig gefahrlos war. Die Ereignisse des Jahres 1915, in dem Japan seine sämtlichen Forderungen China gegenüber durchsetzen konnte, und das im Sommer 1916 zum Abschluß gelangte Abkommen mit Rußland haben seiner Politik durchaus recht gegeben. Von nicht minder großer Bedeutung für Japan war die Erstarkung seines Wirtschaftslebens und seiner Finanzen durch die gewaltigen Kriegslieferungen an Rußland. Bieten diese ihm doch Aussicht und Möglichkeit, zu gelegener Zeit sich der finanziellen Bevormundung von seiten Englands zu entledigen.

Man wird zugeben, daß mit Rücksicht auf Japans schon jetzt gewaltige Erstarkung die englische Politik dem östlichen Inselreich gegenüber unvorsichtig, zumindest kurzsichtig gewesen ist. Doch Großbritanniens wichtigstes Ziel war zunächst Deutschlands Niederwerfung; nachher, so dachten wohl die leitenden Männer im Foreign Office, werde man weiter sehen. Sie bedienten sich einstweilen unbedenklich Japans für ihre Zwecke, und es traf sich gut, daß der Mann, der beim Ausbruch des Krieges an der Spitze des japanischen Kabinetts stand, mit seiner Gesinnung durchaus auf der Seite Englands war. Es ist der Graf Okuma, seit der Ermordung des Fürsten Ito Japans ältester und angesehenster Staatsmann. Überhaupt war die gelbe Großmacht, seit im Juli des Jahres 1912 Mutsuhito die Augen geschlossen hatte, rasch mit ihren Sympathien in das englische Fahrwasser hinübergeschwenkt. Denn Joshihito, der junge Kaiser, hatte seine Erziehung

in England erhalten und hat europäische Bildung in englischer Gestalt erworben. Der Mikado spricht natürlich auch geläufig Englisch, und so ist es begreiflich, daß er sich England und den Engländern in gewissem Sinne wesensverwandt fühlt. Ähnliches gilt von dem Baron Kato, der im Kabinett Okuma längere Zeit Minister des Auswärtigen war. Graf Okuma dagegen hat England nie gesehen; er hat überhaupt noch die Wandlung Japans vom mittelalterlichen Feudalstaat zur modernen Monarchie erlebt, und er war einer der ersten Japaner überhaupt, die durch die uralte, aus dem 17. Jahrhundert stammende niederländische Konzession bei Nagasaki mit der abendländischen Gedankenwelt in Berührung kamen. Seinem vorurteilsfreien Geist war schon damals, vor weit länger als einem halben Jahrhundert, die Erkenntnis zuteil geworden, daß nicht das kleine Holland, daß vielmehr Deutschland die Vormacht in der Sphäre germanischer Kraft und Geistesbildung sei, und seinem großen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß das japanische Bildungsleben mehr und mehr unter deutschen Einfluß kam. Besonders gilt das für die Medizin, die ihre Jünger bis zum heutigen Tage durchweg in deutscher Sprache erzieht, deren Vertreter ihre wissenschaftlichen Publikationen deutsch schreiben, und deren Hochschullehrer wohl ausnahmslos an deutschen, österreichischen oder deutschschweizerischen Universitäten studiert haben. Graf Okuma hat sich um das japanische Bildungswesen besonders auch durch die Gründung der Waseda-Universität verdient gemacht, die im Jahre 1884 in ganz kleinem Umfang ihre Tätigkeit begann und im Laufe der Jahre zur bedeutendsten Stätte der freien Forschung in Japan geworden ist, die die beiden staatlichen Universitäten des Kaiserreiches sogar an wissenschaftlichem Ansehen übertrifft.

In politischer Hinsicht hat Graf Okuma stets ausgesprochen demokratischen, ja radikalen Anschauungen gehuldigt, und das mag mangels persönlicher Anschauung und Kenntnis der europäischen Verhältnisse der Grund sein, weshalb sich seine Sympathien mehr und mehr dem äußerlich demokratischen, im Kern seines Wesens aber stockkonservativen Engländertum zuwandten. Seinen poli-

tischen Radikalismus hat Okuma schon vor fast drei Jahrzehnten bitter büßen müssen. Als im Jahre 1889 Japan seine Verträge mit den europäischen Mächten erneuerte, war er Minister des Äußern und führte die Verhandlungen. Die Mächte beanspruchten auf zwölf Jahre die Zuziehung eigener Richter zu den einheimischen Gerichtshöfen, und Graf Okuma, der sich davon eine Förderung der Justiz seines Landes in modern-kulturellem Sinne versprach, war auch gewillt, diese Forderung zu erfüllen. Das erregte bei den nationalistischen Elementen im Lande große Erbitterung, die sich in einem Bombenattentat auf den Minister des Auswärtigen äußerte. Graf Okuma verlor dabei ein Bein.

Späterhin zeigte sich, daß die eigentliche Triebfeder seines Handelns trotz seiner Vorliebe für abendländische Bildung und modernen Fortschritt doch nur japanischer Nationalismus und Imperialismus waren. „Asien den Asiaten!" war seine Devise, der er, sobald Japan seine Macht und Geltung durch die Siege in der Mandschurei und durch die Vernichtung der russischen Flotte in der Tsushimastraße befestigt hatte, auch unverhüllt und rücksichtslos Ausdruck gab. Er ging darin soweit, gelegentlich einer im Dezember 1907 in Kobe gehaltenen Rede dem verbündeten England geradezu den Handelskrieg in Indien zu erklären. Er hatte damals gesagt: „Von Europäern unterdrückt, schauen die dreihundert Millionen Menschen Indiens nach japanischem Schutze aus. Sie haben angefangen, europäische Waren zu boykottieren. Wenn jetzt die Japaner die gute Gelegenheit vorübergehen lassen und nicht nach Indien gehen, so werden die Inder enttäuscht sein." Diese in politischer Hinsicht unbedachten Worte schwächte Okuma zwar nach dem Sturm, den sie besonders in England erregten, ab, aber auf die Gesinnungen des einflußreichen Mannes warfen sie nichtsdestoweniger ein überaus bezeichnendes Licht. Wie er hier England rücksichtslose Unfreundlichkeiten gesagt hat, so sagte er später Deutschland bei passender Gelegenheit Liebenswürdigkeiten. Aber es ist überhaupt falsch, den Japaner nach seinen Worten zu beurteilen. Seine asiatische Hinterhältigkeit und Unaufrichtigkeit ist im ganzen fernen

Osten bekannt und berüchtigt, und wenn Graf Okuma in seinen zahlreichen Interviews mit europäischen Journalisten, denen er stets gern Rede stand, auch noch so oft betont hat, Japan werde sich mit allen Kulturvölkern zur friedlichen Durchdringung und Zivilisierung Chinas friedlich und freundschaftlich verbinden, so war das doch niemals mehr als eine mit verbindlichem Lächeln vorgetragene kalte Höflichkeit, hinter der der feste Entschluß lauerte, so bald wie möglich Europäern und Amerikanern die offene Tür in China vor der Nase zuzuschlagen.

Der Weltkrieg hat Japan dazu die erwünschte und ersehnte Gelegenheit gegeben. Graf Okuma, der fünfmal Minister und zweimal Premier war, und dessen demokratisches Kabinett sich wider Erwarten länger als zwei Jahre gehalten hatte, um zu Anfang Oktober 1916 vom Kabinett Terauchi abgelöst zu werden, kann nun, unmittelbar an der Schwelle der Achtzig, vielleicht auf den bedeutsamsten und weitesttragenden politischen Erfolg zurückblicken, der seit der Umgestaltung des japanischen Staatswesens im Jahre 1869 einem Ratgeber des Mikado gelungen ist. Er hat das Vierhundertmillionenvolk des Reiches der Mitte politisch und wirtschaftlich in Abhängigkeit von Japan gebracht, und dieses Ziel dünkte ihn bedeutsam genug, um nicht nur mit Deutschland zu brechen, sondern auch entgegen seiner früheren Haltung gegen Deutschland zu hetzen und den Weltbrand nach Möglichkeit noch zu schüren. Denn je länger der Krieg dauert, um so besser ist es für Japan, um so mehr Millionen westlichen Goldes fließen in seine Kassen, um so nachhaltiger vermag es China mit seinem Einfluß ungehindert von irgendeiner anderen Macht zu durchdringen. Das ist eine Folge der europäischen Völkerzerfleischung, deren ganze Tragweite sich dem verblendeten England erst in späteren Zeiten verhängnisvoll offenbaren wird.

Dr. Eleutherios Venizelos.

I.

Der kretische Revolutionär.

Noch vor zehn Jahren war der Name Venizelos im Abendlande völlig unbekannt. Der Mann, der ihn führt, und den seine Anhänger den „griechischen Bismarck", den „größten Helden seit Perikles" nennen, hat allerdings auf der Insel des Minos schon vor etwa einem Menschenalter seine Rolle zu spielen begonnen; doch kein Winkel Europas lag unserer Anteilnahme ferner als Kreta, und selbst um die Wende des vorigen Jahrzehnts wußten von Venizelos wohl nur die Balkanspezialisten unter den Diplomaten, den Politikern und Journalisten.

Um die Kreter und ihren langen Befreiungskampf hatte sich die politisch uninteressierte Welt ja eigentlich niemals gekümmert. Wohl riß in den großen Zeitungen, die auf Vollständigkeit in der Registrierung politischer Geschehnisse Wert legen, das kretische Problem nie ab; aber das Thema Kreta gehörte zu denen, die man getrost überschlagen konnte, ohne seine politische Allgemeinbildung zu gefährden. Nur die Gutunterrichteten wußten, daß von den rund dreihunderttausend Kretern neun Zehntel, der Religion nach griechisch-orthodox, die Vereinigung mit dem Königreich Griechenland anstrebten, während das letzte Zehntel, die Bekenner des Islam, dem Kalifen am Bosporus auch politisch Treue bewahrten. Ziemlich allgemein bekannt war jedoch, daß die Kreter, ob Christen, ob Muselmanen, ein gar unruhig Völkchen waren, die andauernd sich und anderen das Leben schwer machten. Die anderen — das waren die vier Schutzmächte Rußland, England, Frankreich und Italien, die seit dem für Hellas unglück-

lich ausgegangenen griechisch-türkischen Kriege von 1897 die Ordnung der Dinge auf Kreta in die Hand genommen und die Autonomie der Pforte gegenüber durchgesetzt hatten. Den fortwährenden Ausbrüchen wilden, unversöhnlichen Hasses zwischen Christen und Mohammedanern wurde gesteuert und der Prinz Georg von Griechenland als Oberkommissär der Schutzmächte auf Kreta eingesetzt. Am 22. Dezember 1898 landete der Hellenenprinz unter dem Jubel der Bevölkerung in Kanea und übernahm mit dem Auftrag der Schutzmächte, unter der Souveränität des Sultans die friedliche Einrichtung einer autonomen Verwaltung durchzuführen, die Regierungsgewalt. Er umgab sich am 10. Mai 1899 mit einem fünfköpfigen „Rat", dessen Mitglieder in Wirklichkeit die Funktionen von Ministern ausübten, und die abwechselnd je einen Monat lang den Vorsitz im Rat des kretischen Staates ausübten. Von diesen fünf Räten war einer, der das Ressort der Justiz verwaltete, der Advokat Dr. Eleutherios Venizelos aus Kanea.

Eleutherios Venizelos (sprich: Elevthérios Wenisélos) stand damals schon an die zwölf Jahre im öffentlichen Leben der Insel. Er war ein Revolutionär; denn er hatte an der Spitze der Insurgenten gegen die Türken gekämpft, wovon noch heute eine faustgroße Narbe auf seiner Stirn zeugt. Diese Türkenfeindschaft war ein Erbteil seines Vaters, des kretischen Kaufmanns Kyriakos Venizelos, der dieserhalb als Verbannter die Heimat hatte verlassen müssen, und der sich auf der jonischen Insel Kythera niedergelassen hatte, wo er die griechische Staatsangehörigkeit erwarb. Von ihm erbte sie sein im Jahre 1865 geborener Sohn, der also nicht, wie es meist heißt, ein Kreter, sondern nach Geburt und staatsrechtlich ein Grieche ist. In seinem Äußern ähnelt Eleutherios Venizelos freilich weder den Griechen noch den Kretern; er ist dem Aussehen nach der typische deutsche Professor mit hoher, mächtiger Stirn, lebhaften, aber kurzsichtigen Augen, die durch eine goldene Brille blicken, und einem früher blonden, jetzt grauen, wohlgepflegten Vollbart, der ihn weit älter erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist. Den frühreifen Knaben ließ der nicht unvermögende Vater das Gymnasium in Athen be-

suchen, das er schon mit 15 Jahren absolviert hatte, worauf er an der Athener Universität die Rechte studierte und zum Doctor iuris promovierte. Er ließ sich dann in der kretischen Hauptstadt Kanea als Advokat nieder; aber er ging nicht auf in der Vertretung der Rechtshändel kretischer Bauern und Geschäftsleute. Obwohl Venizelos über Griechenland damals nie hinausgekommen war, sprach und las er Deutsch und Französisch, verstand auch Englisch, und seine umfassenden Kenntnisse wie seine glänzende rednerische Begabung führten ihn schon im Jahre 1889 in die damals allerdings völlig einflußlose kretische Volksvertretung. Im kretischen Aufstand von 1897, der den Anstoß zum griechisch-türkischen Kriege gab, stellte sich Venizelos selbst an die Spitze der Revolutionäre und leitete mit größter Energie die Verteidigung bei Akrotorion und Malaxa, wobei er, um seine Leute anzufeuern, selbst Hand anlegte und eine körperliche Ausdauer bewies, die ihm niemand zugetraut hätte. Als es sich für die Mächte darum handelte, mit den Aufständischen zu einer Verständigung zu gelangen, da war es Venizelos, der neben Johannes Sphakianakis, seinem Parteifreunde, mit den Admiralen der Blockadeflotte verhandelte; seine Sprachkenntnisse, seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Intelligenz führten ihn auch bald zum Ziele, und er trat in ein fünfköpfiges Exekutivkomitee unter der Leitung von Sphakianakis ein, der sich aber bald vom politischen Leben zurückzog und Venizelos die Führung überließ, wie dieser überhaupt das Glück hatte, daß alle bedeutenderen und älteren Mitstreiter um die kretische Unabhängigkeit teils durch Tod, teils durch Verzicht von der politischen Bühne abtraten. So wurde er des Prinzen Georg von Griechenland einflußreicher Berater, und sein Organisationstalent bewährte sich bei der Einrichtung einer geordneten Verwaltung auf Kreta auf das beste.

Man könnte fragen, was diese nun schon bald zwei Jahrzehnte zurückliegenden und angesichts der gegenwärtigen Geschehnisse herzlich unwichtigen Vorgänge auf der Insel Kreta denn eigentlich mit dem Weltkriege zu tun haben. Aber es ist zum Verständnis der Persönlichkeit des

Herrn Venizelos und der einander widerstreitenden Strömungen im heutigen Griechenland unerläßlich, sich ein wenig mit der jüngsten kretischen Vergangenheit zu beschäftigen. Denn nur sie gibt uns den Schlüssel zum Charakter des Mannes, dessen Namen seit sechs Jahren täglich alle Druckerpressen der Welt in ungezählter Häufigkeit ausspeien, dessen Charakterbild je nach dem Lager, in dem der Beurteiler steht, zwischen strahlendster Helle und infernalischer Häßlichkeit schwankt. Es mag schon hier vorweggenommen werden, daß beide Anschauungen weit über das Ziel hinausschießen, und daß Herr Venizelos heute nichts anderes ist als das, was er schon vor drei Lustren auf Kreta war.

Dem Prinzen Georg von Griechenland, dem jüngeren Bruder des gegenwärtigen Königs der Hellenen, hatte Venizelos so lange seine Unterstützung geliehen, als sein brennender Ehrgeiz und sein mit Ruhmsucht gepaarter Egoismus dabei nicht zu kurz kamen. Als der prinzliche Oberkommissär sich aber auf seiner Rundreise an die Höfe der Schutzmächte für die Angliederung Kretas an Griechenland bemühte, fand er bei Venizelos plötzlich heftigsten Widerstand. Er tat alles, um die Pläne des Oberkommissärs zu durchkreuzen, indem er es öffentlich als seine heiligste Überzeugung bezeichnete, daß der Zeitpunkt für die Vereinigung Kretas mit Griechenland noch nicht gekommen sei. Insgeheim aber verbreitete er, Prinz Georg wolle eine eigene Dynastie auf Kreta gründen. Der Oberkommissär enthob darauf kurzerhand im August 1901 seinen Justizminister, der nun sein wahres Gesicht herauskehrte: Ihm lag blutwenig an der Vereinigung Kretas mit Griechenland; denn sein geheimes Ziel war es, selbst die Herrschaft über die Insel in die Hand zu bekommen, und deshalb trat er nach seiner Entlassung an die Spitze der kretischen Nationalpartei, die ein selbständiges Fürstentum unter türkischer Souveränität erstrebte, ähnlich, wie es Bulgarien ursprünglich gewesen war. In seiner Zeitschrift „Kiryx" („Herold") verfocht Venizelos dieses Ziel mit großer Leidenschaft; als aber die Kreter in ihrer erdrückenden Mehrzahl von seinem Plan nichts wissen wollten, versuchte er, dem Oberkommissär, der der Verwirklichung seiner Absichten hinderlich war, auf andere Weise beizukommen. Veni-

zelos vertauschte zur Abwechslung die Feder wieder einmal mit der Büchse des Revolutionärs und organisierte unter tätiger Mithilfe seiner Freunde Konstantin Fumis und Konstantin Monos einen offenen Aufstand gegen die Regierung des Prinzen Georg. Am 23. März 1905 brach diese Revolution aus, bekannt als Aufstand von Therison, einem Dorf in den Weißen Bergen, wo die Revolutionäre ihr Hauptquartier hatten. Wer nun etwa glaubt, Venizelos habe zu den Waffen gegriffen, um ein selbständiges kretisches Fürstentum zu erkämpfen, wird einigermaßen verwundert sein, zu hören, daß das Ziel dieses Aufstandes — die Vereinigung der Insel mit Griechenland war. Da nämlich Venizelos, wie schon gesagt, für seine Bestrebungen bei seinen Landsleuten keine Gegenliebe gefunden hatte, so drehte er flugs den Mantel nach dem Winde und kämpfte für das, was er als Minister des Oberkommissärs — bekämpft hatte. Die Insurgenten riefen auch die Vereinigung Kretas mit Griechenland aus; aber die Schutzmächte legten ihr Veto ein. Immerhin erreichten die Revolutionäre die Beseitigung des Prinzen Georg und die künftige Ernennung des Oberkommissärs durch den König von Griechenland, der Alexander Zaimis als Nachfolger seines Sohnes nach Kreta entsandte.

Venizelos sah sich wiederum kaltgestellt. Aber der ehrgeizige Mann ruhte nicht, und bald sollte seine Stunde schlagen. Der Annexion Bosniens und der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens folgte im Oktober 1908 die Proklamierung der Union Kretas mit Griechenland auf dem Fuße, und die kretische Nationalversammlung wählte Venizelos zum Ministerpräsidenten. Noch wehte freilich die türkische Flagge auf der kleinen Insel am Eingang der Suda-Bai, und die Pforte erklärte den Eintritt der auf Kreta mittlerweile gewählten Deputierten in die griechische Nationalversammlung für einen unbedingten casus belli. Einen weiteren Konfliktsstoff bot die von Venizelos den mohammedanischen Kretern verwehrte Anstellung als Beamte, sofern sie, wessen sie sich weigerten, dem König der Hellenen den Treueid nicht schworen. Zudem war seine Mehrheit in der kretischen Nationalversammlung schwach und schwankend, so daß er im Jahre 1909 zeitweilig die Regierungsgewalt abtreten mußte. Aber die kretischen Ereignisse hatten im August 1909 den

äußeren Anstoß zu der gegen den König und die Dynastie gerichteten griechischen Militärrevolution gegeben, und die Lage in Athen war äußerst bedrohlich geworden. Die Offiziersliga, die freilich bald an Volkstümlichkeit verlor, und die vor dem Äußersten doch zurückschreckte, lud Venizelos ein, nach Athen zu kommen, und bat den mittlerweile in der ganzen hellenischen Welt populär gewordenen Politiker um seinen Rat. Sein Vorschlag lautete dahin, Neuwahlen zur Nationalversammlung auszuschreiben. Lange hatte sich König Georgios dagegen gesträubt; er mißtraute Venizelos, der rasch das geistige Haupt der Militärliga geworden war, mit Recht auf das äußerste, und er erklärte damals: „Ich werde doch nicht so dumm sein, Venizelos die mächtige Waffe gegen mich in die Hand zu geben.“ Hatte doch Venizelos aus seiner Gegnerschaft wider Georg I. nicht das geringste Hehl gemacht und im Februar 1910 einem deutschen Interviewer unumwunden erklärt, daß die Verhältnisse, die zur griechischen Militärrevolution geführt hätten, daß die elende Finanzwirtschaft, die Desorganisation der Armee, der parlamentarische Marasmus, die Korruption Schuld des Königs seien, der alles das zwar nicht herbeigeführt, aber es habe geschehen lassen. So mußte König Georg mit Recht befürchten, daß eine neugewählte Nationalversammlung die Axt an die Wurzeln der Verfassung legen und seine Absetzung beschließen würde.

Die Gefahr für die Dynastie war groß. Schon standen athenische Regimenter bereit, um gegen das königliche Schloß zu marschieren; da unterzeichnete der König das Dekret der Einberufung der „doppelten revidierenden Nationalversammlung“. Venizelos war der Held des Tages. Seine attischen Anhänger wählten ihn mit überwältigender Mehrheit zum Deputierten; er hatte zwar nicht offiziell kandidiert, aber er hatte die Agitation seiner Freunde auch nicht im geringsten gehindert. Nochmals drohte ein Konflikt mit der Türkei: Da betonte Venizelos, daß er überhaupt nicht Kreter, also nicht türkischer Staatsangehöriger, sondern Grieche sei, dem niemand den Eintritt in die griechische Kammer wehren könne. Am 9. September 1910 legte er seine sämtlichen kretischen Ämter und Würden nieder und siedelte nach Athen über,

mit stürmischem Jubel in der Nationalversammlung empfangen.

Am 19. Oktober 1910 bildete Venizelos ein neues Kabinett; sechs Tage später löste er die ihm nicht sicher genug erscheinende Nationalversammlung auf und schrieb Neuwahlen aus, die ihm eine erdrückende Mehrheit brachten. Kreta lag wie eine Episode hinter ihm; Eleutherios Venizelos war nicht nur hellenischer Ministerpräsident, er war der Diktator Griechenlands geworden.

II.

Der griechische Staatsmann.

Griechenlands zerrüttete Verhältnisse, die gegen Ende des vorigen Jahrzehnts zu der schon erwähnten, unter der Führung des Obersten Zorbas unternommenen Militärrevolution geführt hatten, waren eine Folge der ununterbrochenen Parteikämpfe innerhalb des politisch so neuerungssüchtigen und der Gesetzlosigkeit zuneigenden Hellenenvolkes. Unaufhörlich befehdeten sich die einzelnen Parteien auf das heftigste; die Theotokis, Rhallis, Zaimis und Delyannis — der letztere im Jahre 1905 aus Rache ermordet — folgten einander in buntem, aber dem Lande keineswegs zuträglichen Wechsel. Schuld daran trug aber auch die aus dem Jahre 1864 stammende Verfassung Griechenlands, die in diesem konstitutionellen monarchischen Staatswesen dem Träger der Krone nur beschränkte Rechte einräumte, und die das Land der Willkür einer auf eigenen Vorteil bedachten Oligarchie ausgeliefert hatte. So war es eine der ersten Taten des Ministerpräsidenten Venizelos, daß er zur Stärkung der monarchischen Gewalt eine Verfassungsänderung durchdrückte. Schon vorher hatte er gezeigt, daß er gesonnen war, die Regierungsgewalt entschieden zu stärken. Als die Offiziersliga von neuem eine Militärverschwörung anzuzetteln versuchte, ließ Venizelos die Drahtzieher kurzerhand nachts aus dem Bette heraus verhaften. Das mutete die Griechen zwar ein wenig russisch an, tat aber gerade deshalb seine Wirkung, und ohne Schwierigkeit konnte der Ministerpräsident bald auch die Prinzen

des Königshauses, die von den Leuten des Obersten Zorbas aus ihren militärischen Stellen vertrieben worden und mit Rücksicht auf die schwierige Lage sogar außer Landes gegangen waren, wieder im Heere anstellen. Die Verfassungsänderung zeigte vollends, daß Venizelos unumschränkter Diktator Griechenlands war. Bei der Auflösung der Nationalversammlung im Oktober 1910 hatten sich die alten Parteien mit Rücksicht auf die ihnen sichere Niederlage gar nicht mehr an den Neuwahlen beteiligt. Venizelos' „liberale Partei" beherrschte denn auch völlig die Lage in der neugewählten Nationalversammlung. Aber die ihr zugemutete Änderung der Konstitution mußte die in Griechenland bis dahin üblichen politischen Zustände fernerhin unmöglich machen, und deshalb erhob sich die eigene Partei gegen den Ministerpräsidenten. Venizelos erklärte den Deputierten aber kühl, wenn der Verfassungsentwurf nicht binnen drei Tagen von der Nationalversammlung angenommen sei, so werde er sich vom König diktatorische Vollmachten geben lassen und die Kammer zum Teufel jagen; denn mit der sogen. revidierten Verfassung vom 28. November 1864 könnte kein Mensch das Land zu seinem Wohle regieren. Die Drohung tat ihre Wirkung, und drei Tage später war der Entwurf mit königlicher Unterschrift Gesetz geworden.

Seither wagte die Nationalversammlung keinen Widerspruch mehr gegen den Ministerpräsidenten, der nun sofort auf allen Gebieten der Staatsverwaltung einen gewaltigen reformatorischen Eifer entwickelte. Vor allem verschrieb sich Venizelos eine französische und eine englische Militärmission; jene sollte das Landheer, diese die Flotte reorganisieren; er selbst übernahm auch das Portefeuille des Kriegsministers. Andere große Reformen, wie die Neugestaltung der trostlosen griechischen Finanzen und der patriarchalischen, für ein modernes Staatswesen völlig unmöglichen Bauerngesetzgebung, blieben allerdings auf dem Papier stehen. Denn mittlerweile war der erste Balkankrieg entbrannt.

Man hat die Urheberschaft des Balkanbundes oft und gern Venizelos zugeschrieben. Aber dieser verteufelt gescheite Gedanke war in Wirklichkeit dem Hirn James Bouchiers, des Athener Korrespondenten der „Times", entsprungen, zu dem Venizelos schon auf Kreta enge Beziehungen unterhal-

ten hatte. Man sieht hier wieder einmal, wie es unsere Feinde verstehen, ihre fähigen Journalisten in den Dienst ihrer Sache zu stellen; denn ernstlich wird wohl niemand bezweifeln, daß der griechische Times-Korrespondent nicht sozusagen auf eigene Faust hohe Politik gemacht, sondern daß er im Einvernehmen mit dem englischen Gesandten in Athen, Sir Francis Elliot, gehandelt hat. Vielleicht hielt der es für angebracht, dem griechischen Ministerpräsidenten seines Busens geheimste Sehnsüchte nicht direkt zu verraten, sondern sie ihm lieber durch einen inoffiziellen Mittelsmann vertraulich suggerieren zu lassen; vielleicht hat auch der Journalist den Diplomaten gelehrt. Jedenfalls war es keine Kleinigkeit, die einander widerstrebenden Interessen der Balkanstaaten unter einen Hut zu bringen, und um das Gelingen dieses Planes hat Herr Venizelos sehr bedeutende Verdienste. Dabei gelang es seiner Geschicklichkeit, bis zuletzt den Eindruck zu erwecken, als gehöre Griechenland nicht zum Balkanbunde. Der Montenegriner hatte, bei Podgoritza, bereits losgeschlagen; Serbien und Bulgarien waren gefolgt, und die Türkei richtete dementsprechend ihre strategischen Maßnahmen zunächst gegen die drei slavischen Balkanstaaten. Dann erst deckte Venizelos auch seine Karten auf, und ohne große Opfer konnte die griechische Armee ihren siegreichen Vormarsch nach Norden antreten. Monastir schnappten den Griechen die Serben weg; bei Saloniki aber konnten sie den Bulgaren zuvorkommen und so die reiche, blühende Hafenstadt für sich in Besitz nehmen. Es war der wertvollste Besitz, der in diesem Kriege überhaupt zu erringen war, und es war ein Ereignis von hoher Tragik, daß König Georgios I. in dieser Stadt, in der er seit ihrer Eroberung mit Vorliebe weilte, die er gewissermaßen mit eifersüchtiger Liebe selbst hütete, daß König Georg kurz vor seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum gerade in Saloniki ermordet wurde.

Konstantin, sein Sohn und Griechenlands siegreicher, durch den Erfolg der Waffen rasch volkstümlich gewordener Heerführer, folgte ihm als König der Hellenen; dem ersten Balkankrieg folgte, von Venizelos im Verein mit Paschitsch hinterlistig und ränkevoll heraufbeschworen, der zweite Balkankrieg, durch den Griechenland sein Gebiet und seine

Bevölkerung um mehr als das Doppelte vermehren konnte. Kretas endgültige Annexion war schon fast selbstverständlich; Saloniki und Kawalla, mit reichem Hinterland, Epirus und der fruchtbarste Teil der Ebene von Monastir, die meisten ägäischen Inseln waren unter das Zepter des Königs der Hellenen gekommen.

Eleutherios Venizelos teilte sich neben König Konstantin in den Ruhm; der einstige kleine Advokat aus Kanea, derzeit Europas erfolgreichster Staatsmann, machte, nachdem er an der Londoner Friedenskonferenz teilgenommen hatte, einen Triumphzug durch Europas Hauptstädte. In Paris, in Berlin, in Wien — überall wurde er mit Ehren überhäuft, und die führenden Staatsmänner der Großmächte verkehrten mit ihm wie mit ihresgleichen. Als König Konstantins, bei einem Trinkspruch in Potsdam getane, anerkennende Äußerung über die für die griechischen Offiziere so erfolgreich gewordene Schulung im deutschen Generalstab in der französischen Hetzpresse einen von giftigem Chauvinismus getragenen Entrüstungssturm erregte, war es der listenreiche Venizelos, der in Paris die Gemüter mit der Anerkennung besänftigte, daß es die französische Militärmission sei, der Griechenland in erster Linie seine Siege verdanke. Und da der Vielgewandte in Paris gleichzeitig einen großen Pump anzulegen gedachte, so ging man in Deutschland über diese von den Franzosen nach ihrer Gewohnheit lächerlich aufgebauschte Angelegenheit stillschweigend und verständnisinnig zur Tagesordnung über. Nach drei Kriegen und fast zweijährigem Waffenlärm, der den Weltfrieden oft genug schwer bedroht hatte, war man froh, als der Friede von Bukarest dem Blutvergießen auf dem Balkan ein Ziel setzte.

III.

Panhellenist und Kriegshetzer.

Eleutherios Venizelos stand nach dem siegreichen Kriege gegen Bulgarien auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Das Bündnis mit Serbien gab Griechenland auch genügend Flankendeckung gegen einen ihm etwa drohenden Vergeltungskrieg, und der bisher stets so ungemein vom Glück be-

günstigt gewesene Ministerpräsident hatte augenscheinlich Jahre des Friedens vor sich, in denen er den neu erworbenen, reichen Besitz auch innerlich dem Lande angliedern, Alt- und Neu-Griechenland kulturell, sozial und wirtschaftlich heben konnte. Aber vieles deutet darauf hin, daß Venizelos von den Vorgängen, aus denen sich im Frühsommer des Jahres 1914 der Weltkrieg entwickeln sollte, nicht vollkommen überrascht worden ist. Man braucht durchaus nicht anzunehmen, daß er von der serbischen Verschwörung gegen das Leben des Erzherzogs Franz Ferdinand gewußt hat; solche dunklen Pläne pflegt man gewiß selbst vor seinen Verbündeten sorgsam zu verheimlichen. Nicht fremd kann ihm aber die großserbische Propaganda geblieben sein, und von deren, gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichteten Zielen wird der Ministerpräsident des griechischen Bundesgenossen Serbiens sicherlich vieles, wenn nicht alles gewußt haben. Es darf auch nicht übersehen werden, daß Venizelos schon als kretischer Revolutionär gute Beziehungen zu den kretischen Schutzmächten Rußland, England, Frankreich und Italien unterhalten hat, von denen die drei erstgenannten sich gleichzeitig bis zum heutigen Tage als die Schutzmächte Griechenlands aufspielen. Diese vier Schutzmächte sind aber im gegenwärtigen Kriege die Feinde der Mittelmächte, und so braucht es nicht wunderzunehmen, daß Venizelos nach dem Ausbruch des Weltbrandes mit seinen Sympathien unseren Feinden zuneigte. Als die Engländer und Franzosen Ende Februar 1915 ihren klug überlegten, für die Türkei und ihre Verbündeten zunächst sehr gefährlichen, aber schlecht vorbereiteten und schließlich elend gescheiterten Angriff auf die Dardanellen begannen, da weckten die gegen Sedd-ül-Bahr und Kum Kale donnernden Schiffsgeschütze ein lautes Echo in Griechenland. Venizelos hatte bei Ausbruch des europäischen Krieges zwar des Landes Neutralität erklärt, aber schon während der ersten Kriegsmonate war es offenbar, daß die Entente sich in Athen wie in den anderen neutralen Balkanhauptstädten eifrig um Bundesgenossen bemühte. Der Dardanellenangriff sollte, als diese Versuche vergeblich geblieben waren, das große Sturmsignal werden, das alle Balkanstaaten wider die Mittelmächte und die Türkei zu den Waffen rufen sollte. Der bulgarische Ministerpräsident

Graf Okuma.

Dr. Eleutherios Venizelos.

Dr. Radoslawow lehnte glatt ab; Herr Bratianu in Bukarest ließ sich gleichfalls nicht mitreißen; wohl aber war Herr Venizelos entschlossen, der Entente Waffenfolge zu leisten und die hellenische Landmacht zur Unterstützung der Engländer und Franzosen in Thrazien einfallen zu lassen.

Doch da ward dem Ehrgeizigen ein Halt geboten. König Konstantin, klug beraten von seinem Generalstabschef Dusmanis, machte diese gefährliche Abenteurerpolitik nicht mit; Anfang März reichte Venizelos seinen Abschied ein, der ihm auch sofort gewährt wurde; Gunaris trat an seine Stelle. Doch noch war seine Volkstümlichkeit in Griechenland so groß, daß er bei den im Sommer 1915 vorgenommenen Neuwahlen wieder eine starke Mehrheit in der Nationalversammlung erhielt. Am 17. August fand im mittlerweile abgebrannten Schlosse von Tatoi eine Aussprache zwischen König Konstantin und Venizelos statt; von neuem trat er an die Spitze der Regierung. Griechenlands Neutralität zu wahren, war die Bedingung, unter der Venizelos abermals die Führung der Geschäfte übernahm.

Er hatte dem König diese Zusage nur gemacht, um sie zu brechen. Sofort nahm er die Verhandlungen mit der Entente wieder auf; er gedachte Fürst und Volk zu überrumpeln, vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Von ihm herbeigerufen, landeten am 19. September 1915 die ersten Truppen des Vierverbandes in S a l o n i k i, und ihnen sollte das griechische Heer sich anschließen. Venizelos erhob, um sein Gesicht zu wahren, wider die Landung einen papierenen Protest; doch der König, überzeugt von dem Endsieg der Mittelmächte, entließ raschen Entschlusses seinen Ministerpräsidenten, gerade noch früh genug, um das Hineinziehen seiner Truppen in den Weltkrieg zu verhüten, aber doch schon zu spät, um die Verwüstung Griechisch-Mazedoniens durch fremde Heerhaufen hindern zu können. Alles Leid, alle Demütigungen, denen sich Griechenland seither seitens der „Beschützer der kleinen Nationen“ ausgesetzt sah, dankt das schwergeprüfte Land seinem „Bismarck“, seinem „größten Staatsmann seit Perikles“.

Man hat sich seit Jahr und Tag gewiß unzählige Male gefragt, was einen Mann von Venizelos' Gaben bewogen haben mag, sich mit so blindem Fanatismus dem Vierverband

zu verschreiben. In völliger Verkennung seines Charakters und seiner Persönlichkeit haben manche geglaubt, er sei nach berüchtigten Mustern von Deutschlands Feinden bestochen, und leichtfertig zählten ihm manche Blätter sogar die Millionen vor, die er von der Entente als Lohn für den Verrat seines Vaterlandes erhalten haben sollte. Nichts ist irriger als diese Annahme. Eleutherios Venizelos ist, wiewohl er mit ihm konspiriert hat, kein Take Jonescu, und seine Hände sind rein. Niemals hat der Mann eine Drachme genommen; gerade seine persönliche Lauterkeit hat zu seinen großen Erfolgen in Griechenland wesentlich beigetragen. Venizelos ist, wiewohl er längst ein Krösus sein könnte, wenn er gewollt hätte, heute noch ein armer Mann; als er kretischer Minister wurde, gab er seine viel einträglichere Advokatur auf, um dafür ein Gehalt von 6000 Francs nebst 1200 Francs Repräsentationsgeldern einzutauschen, und als griechischer Ministerpräsident konnte er ebensowenig Schätze sammeln. Ihn reizen nicht Geld noch Gut; sein Streben ist von anderer Art. Er ist von ungebändigtem Ehrgeiz besessen, einem Ehrgeiz, der keine Grenzen mehr kennt, seit ihm das Glück so märchenhafte Erfolge geschenkt hat. Dieser Ehrgeiz zeigt längst die Symptome des politischen Größenwahns, hervorgerufen durch die Beweihräucherung seiner Anhänger, gesteigert durch eine Reizbarkeit, die keine Widersprüche und Widerstände duldet. Er ist ein politischer Abenteurer, dem sein fabelhaft rascher und hoher Aufstieg zu Kopfe gestiegen ist, ein Vabanque-Spieler, der an seinen Glücksstern glaubt, und der alles auf eine Karte setzt. Er hat ein wenig von einem Condottiere, wie er ja auch in seiner Jugend wiederholt die kretischen Aufständischen persönlich angeführt hat, und er trägt alle Merkmale des politischen Fanatikers an sich. Er hält sich für auserwählt, das griechische Volk nach zwei Jahrtausenden der Knechtschaft wieder zur Herrschaft zu führen und seine über die ganze Levante verbreiteten Stammesangehörigen zu einem einzigen, mächtigen Reiche zusammenzuschweißen. Eleutherios Venizelos ist der glühendste Panhellenist, der je gelebt hat, der alle Griechen von der Adria bis zum Bosporus, vom Kap Matapan bis zur kilikischen Pforte unter seinem Zepter vereinen möchte. Er war griechischer Monarchist, solange ihn das opportun dünkte; aber als ihm die

Entente die Hand dazu bot, scheute er sich nicht einen Augen-
blick, zunächst die Kreter und die übrigen Inselgriechen gegen
König Konstantin aufzuwiegeln, um dann, beschützt und ge-
deckt von dem unter dem Oberbefehl des Generals Sarrail
stehenden bunten Völkergemisch, an die Spitze der „provi-
sorischen Regierung" von Saloniki zu treten. Und wenn
ihm dereinst die Präsidentschaft der panhellenischen Republik,
die die Ägäis als griechisches „mare nostro" umschließt, an-
geboten werden sollte, so würde er nicht nur nicht nein
sagen, sondern er würde überzeugt sein, daß kein anderer
als er von der Vorsehung dazu ausersehen sei, das Griechen-
volk zu regieren.

Die Entente, die seine Wesensart genau kennt und rich-
tig beurteilt, hat ihn denn auch just an seiner sterblichsten
Stelle gepackt und ihm als Entschädigung für die von Grie-
chenland zu leistende Waffenhilfe einen Teil der kleinasiati-
schen Küste im Umfang von 140,000 Quadratkilometern an-
geboten. Zur Versöhnung Bulgariens, auf dessen Hilfe man
damals, im Januar 1915, ebenfalls noch rechnete, sollte Grie-
chenland die wertvollen Gebiete von Kawalla und Drama
wieder an die Bulgaren abtreten. Auf diese Utopien ließ
sich verständigerweise König Konstantin nicht ein. Man kennt
diese Einzelheiten aus den beiden Denkschriften, die Veni-
zelos im Januar 1915 an den König gerichtet hatte, und die
er — wie er erklärte, „zur Rechtfertigung seiner Politik" —
nach seinem Sturz im April 1915 hinterlistigerweise ver-
öffentlicht hat. Die Denkschriften erregten damals nicht ge-
ringes Aufsehen und kennzeichneten sinnfällig Venizelos'
Charakter wie seine Abenteurerpolitik. Denn es ist, auch
wenn Griechenland damals in Thrazien eingefallen wäre,
mehr als unwahrscheinlich, daß mit seiner Unterstützung die
Dardanellen bezwungen worden wären; die schwere Nieder-
lage der verbündeten Flotte in den Dardanellen vom 18.
März 1915 hätte es ohnehin niemals verhindern können.
Aber selbst wenn damals die Verbündeten die Dardanellen
bezwungen und Konstantinopel genommen hätten, wäre
Griechenland der Düpierte gewesen. Das kleine Land hätte
niemals die Macht gehabt, so große und entlegene Gebiete
in Kleinasien zu behaupten, ohne Alt-Hellas völlig von
Truppen zu entblößen und es so allen möglichen Gefahren

preiszugeben, und zwar auch dann nicht, wenn, wie der Phantast Venizelos glaubt, die Türkei dann zu bestehen aufgehört haben würde. Im übrigen konnte ein nur halbwegs auf dem Boden der Tatsachen stehender Politiker niemals annehmen, daß Griechenland jemals seine Flagge am Goldenen Horn werde aufpflanzen können, um dessen Besitz, sofern sie es wirklich erobert hätten, trotz allen Abmachungen Rußland und England zweifellos sofort einander in die Haare geraten wären. Und ebenso weltfremd ist die Auffassung, daß England im östlichen Mittelmeer, vor der Pforte des Suezkanals, je die Entstehung einer neuen hellenischen Groß- und Seemacht geduldet hätte. Jeder ernstliche Versuch, auf türkische Kosten ein großgriechisches Reich zu begründen, mußte somit den energischsten Widerstand beider Mächtegruppen finden: der Mittelmächte zum Schutze der ihnen verbündeten Türkei, des Vierverbandes aus Eifersucht auf den entstehenden neuen Rivalen im östlichen Mittelmeer.

Das sind die Fehler des Herrn Eleutherios Venizelos, der ein Mehrer und Erneuerer Griechenlands werden wollte, und der in seiner Eitelkeit, seinem Machthunger, seinem Größenwahn und seiner Ruhmsucht trotz all seiner Verschlagenheit übersehen hat, daß ein kleines, in der modernen Entwicklung noch weit zurückgebliebenes Volk, mit kaum mehr als 2 Millionen Seelen in seinen Stammlanden, nicht in wenigen Jahren zur Großmacht aufsteigen, Meere beherrschen und weite Länder erobern kann. Mag Venizelos die Macht Deutschlands und seiner Verbündeten zu gering achten, die Kräfte des Vierverbandes überschätzen — das tun auch andere in Europa und in Amerika, und das ist entschuldbar. Aber daß der Mann, der viereinhalb Jahre lang Griechenland wie ein Diktator regiert hat, nicht einmal die Grenzen der Kraft seines eigenen Landes richtig beurteilt, daß er aus gekränktem Ehrgeiz sich den Mächten, die sein Land in rücksichtslosester Weise peinigen und verwüsten, mit Haut und Haaren verschrieben hat und deren Geschäfte in einer Weise betreibt, die dem Hochverrat gleichkommt, das ist unverzeihlich; denn es ist nicht nur verbrecherisch, es ist d u m m.

Jonel Bratianu.

Am 24. Mai 1916 war ein halbes Säkulum verstrichen, seit der Prinz Karl von Hohenzollern den rumänischen Thron bestiegen hatte. In diesem für Rumänien so bedeutsamen Jubiläumsjahr hat der Nachfolger und Neffe Carols, des ersten Königs von Rumänien, ein Hohenzoller, die Waffen gegen die österreichisch-ungarische Monarchie erhoben, die mit Deutschland auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Ein Hohenzoller kämpft gegen Habsburg, kämpft damit gleichzeitig gegen Hohenzollern. Sind die Zeiten wiedergekehrt, in denen Bruderkriege in den Fürstenhäusern Unheil über deren Völker brachten? Nein, das Mittelalter schläft, und die tote Vergangenheit erhebt sich nicht mehr aus den Gräbern. Wohl hat man oft betont, daß alle Fürsten dieser Erde eine einzige Familie bilden. Aber wo wäre die Familie, die nicht durch Sympathien und Antipathien in einander gleichgültige, wenn nicht gar feindliche Sippen geschieden ist! Gewiß bildet die europäische Fürstenfamilie nach Stammbaum und durch Verschwägerung eine große Blutsbrüderschaft; doch auch unter den Fürsten gibt es mehr Zu- und Abneigungen, als der gewöhnliche Sterbliche sich träumen läßt. über den Fürsten aber stehen heute in der Mehrzahl der Länder die Völker. Der Konstitutionalismus hat längst die Herrschgewalt der Regierenden beschnitten und eingedämmt; das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist keine Phrase mehr. Le roi règne, mais il ne gouverne pas. Zumal in den Balkanstaaten, deren Dynastien nicht angestammt sind. Der Parlamentarismus hat hier, wo er unter Umgehung der erzieherischen Periode des aufgeklärten Absolutismus unvermittelt halbasiatischer Unkultur aufgepfropft wurde, vor allem nur die Auswüchse einer schrankenlosen Demokratie erzeugt, einer Demokratie, die in höherem Sinne gar nicht

daran denkt, dem Volke zu geben, was des Volkes ist, die in Wirklichkeit eine auf Feudalherrschaft, Plutokratie und Advokatentum gegründete Oligarchie darstellt, die sich mit den skrupellosesten Mitteln der Demagogie behauptet und durchsetzt, die Volk, Regierung und Krone ihren Willen aufzwingt.

Auch Ferdinand von Hohenzollern, der heute in Rumänien regiert, während Herr Jonel Bratianu herrscht, erwies sich den demagogischen Umtrieben der auf die Straße gestiegenen Bukarester Politiker nicht gewachsen. Hatte doch schon König Carol einen schweren Stand gehabt, als nach dem Ausbruch des Weltkrieges die rumänischen Franco- und Russophilen im Kronrat stürmisch den Anschluß des Landes an die Entente gefordert hatten. Der verstorbene König hatte gedroht, daß er lieber abdanken werde, als daß er gegen das Land seiner Geburt die Waffen ergreife. Und der damalige Thronfolger hatte seinerseits verlautbaren lassen, nie werde er den Thron Rumäniens besteigen, wenn sein Oheim die Krone niederlege. König Carol hatte damals zwar wenigstens erreicht, daß Rumänien neutral blieb, aber er wie sein Nachfolger konnten sich nach dem Echo, das ihre gemeinsame Drohung bei den Kriegshetzern im Lande gefunden hatte, keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Hohenzollern-Dynastie in Rumänien keineswegs allzu fest gegründet sei.

Carol ist tot, und Ferdinand hat es auf eine Machtprobe augenscheinlich nicht ankommen lassen. Ihm ging sein Thron über das alte Vaterland, zumal die Sympathien am Hofe zu Bukarest schon zu Carols Lebzeiten merklich nach der nichtdeutschen Seite der europäischen Fürstenfamilie neigten, soweit der Hof Ferdinands und der schönen Maria, der Engländerin, in Betracht kamen. Besonders die schöne Kronprinzessin fühlte sich nach dem englischen und russischen Hofe hingezogen, und der Besuch des Zaren in Constanza, der im Hochsommer des Jahres 1913 stattfand, wies in Verbindung mit den gleichzeitig schwebenden Verlobungsplänen unverkennbar bereits auf den nach Carols Tod zu erwartenden Frontwechsel in der rumänischen Politik hin. Die Bukarester Gesellschaft, von jeher völlig im Bannkreise pariserischer Überkultur und französischen Geistes, hatte auch schon längst gemerkt, wohin unter der neuen Generation der politische

Kurs gehen werde; das deutsche Kulturelement, besonders die deutsche Sprache, wurde zugunsten des Französischen zurückgedrängt. Herrn Bratianus Politik unterließ seit dem Frieden von Bukarest auch nichts, das geeignet erschien, Rumänien ins Fahrwasser des Vierverbandes zu treiben. Wie die großserbische Propaganda, so wuchs auch die nationalistische Propaganda unter den ungarischen Rumänen in Siebenbürgen und der Bukowina an, eifrig geschürt von Bukarest, wo man wie in Belgrad zu gelegener Zeit über die Donaumonarchie mit Rußlands Unterstützung herfallen zu können hoffte. Man machte das in Bukarest freilich vorsichtiger als in Belgrad; noch weniger schrie man nach dem Vorbild der italienischen Irredenta seine Gefühle und Absichten laut in alle Welt. Das hätte auch dem rumänischen Nationalcharakter nicht entsprochen, der hinterhältig und verschlossen ist. Man bemühte sich im Gegenteil trotz der mittlerweile unverkennbar gewordenen Schwenkung der rumänischen Politik, der Donaumonarchie und Deutschland gegenüber den Eindruck des Fortbestandes der traditionellen guten Beziehungen aufrechtzuerhalten. Das war unaufrichtig; aber Aufrichtigkeit ist dem Rumänen wesensfremd; ja, seine Sprache hat dafür nicht einmal ein Wort, und die Betätigung einer solchen Charaktereigenschaft gilt ihm als töricht.

Jonel J. C. Bratianu erwies sich auch in dieser Hinsicht als ein echter Rumäne. Während er äußerlich den Schein der Neutralität den Mittelmächten gegenüber aufrechterhielt, ließ er bald nach dem Ausbruch des Krieges durch Diamandi, den Bruder des rumänischen Gesandten in Petersburg, und durch den Bukarester Professor Istrati in Rom und Paris Fühler ausstrecken, und in Frankreich wie in Italien kam man der ursprünglich wohl kaum erwarteten Unterstützung seitens Rumäniens mit offenen Armen entgegen. Gleichzeitig tat der kriegshetzerische Finanzminister Costinescu alles, was in seinen Kräften stand, um den Mittelmächten die direkte Verbindung mit ihrem türkischen Verbündeten zu erschweren. Das von ihnen bar bezahlte Getreide hielt er vertragswidrigerweise zurück; schließlich zwang freilich die Not, die fast völlige Abschließung vom Weltverkehr, Rumänien zum Abschluß der neuen Getreideverträge mit Deutschland und Österreich-Ungarn, da das

Land nur so die dringend notwendigen Industrieerzeugnisse gegen seinen Überschuß an Lebensmitteln einzutauschen vermochte. Ungehindert von Bratianu konnte während der ganzen beiden Jahre des Krieges die Schar um Jonescu und Filipescu das Volk zu wildem Haß gegen die Mittelmächte aufhetzen. Unter dem Kampfruf der Befreiung der in Siebenbürgen und der Bukowina angeblich unterdrückten Rumänen wurden alle Leidenschaften entfesselt; wohlweislich schwiegen die Hetzer aber von Beßarabien, das Rußland den Rumänen zum Dank für ihre Waffenhilfe im Türkenkriege abgenommen hatte. Der Vater des rumänischen Ministerpräsidenten, der große Staatsmann Joan C. Bratianu, dem Rumänien seine Unabhängigkeit und auch seine Erhebung zum Königreich verdankt, hatte zeitlebens eine andere Politik getrieben und Rußland die Fortnahme Beßarabiens nie vergessen. Doch der Sohn hat das politische Erbe seines Vaters stets gering geschätzt, wie ihm auch die ererbten väterlichen Güter stets nur Objekte skrupelloser Ausbeutung waren. Möglichst viel Geld zu machen, ist ja das Bestreben der meisten rumänischen Politiker; Politik, Karriere und Bereicherung gehen in Rumänien Hand in Hand. Jeder sucht nach Kräften das Land auszubeuten. Bratianu, dem seine Brüder Dinu und Vintila dabei behilflich sind, nicht ausgenommen.

Damit hatten die Brüder Bratianu schon in ihrer Jugend begonnen. Jonel Bratianu hatte an der Polytechnischen Schule in Paris die Ingenieurwissenschaften studiert und war von der rumänischen Regierung zu ihrem technischen Vertreter beim Bau der großen Donaubrücke von Cernavoda ernannt worden, während Vintila Bratianu Vertreter der französischen Fabrik war, die den Bau ausführte. Man kann sich denken, wie die beiden Brüder dabei einander in die Hände gearbeitet hatten. Nach Joan Bratianus Tode war Demeter Sturdza Führer der liberalen Partei geworden; als Ministerpräsident brachte Sturdza den jungen Bratianu ins Ministerium, während seine beiden Brüder mit andern einträglichen Pfründen bedacht wurden. Zum Dank dafür suchte Bratianu selbst die Führung der liberalen Partei an sich zu reißen und Sturdza beiseite zu schieben; aber es dauerte immerhin eine Reihe von Jahren, bis ihm das gelang. Die Zwischenzeit benutzte

er, um sich in Gemeinschaft mit seinen Brüdern nach Kräften zu bereichern; als gerissene Geschäftsleute haben sie ihr Ziel auch erreicht, natürlich auf Kosten des Landes, dem sie angeblich ihre Dienste widmeten. Die konservative Presse Rumäniens hat sich auch nicht gescheut, mehrfach das schamlose Treiben der „Dynastie Bratianu" öffentlich zu brandmarken; genützt hat es natürlich nichts.

Während der alte Bratianu, was aus seiner ganzen für Rumänien so erfolgreich gewesenen Politik hervorgeht, niemals deutschfeindlichen Bestrebungen gehuldigt hat, hat der Sohn irgendwelche Zuneigung für Deutschland niemals erkennen lassen. Seit er mit König Eduard VII. in Marienbad zusammengetroffen war, nahm er dagegen eine offensichtlich deutschfeindliche Haltung ein. Man sieht, wie weit König Eduard die Netze seiner Einkreisungspolitik gespannt hatte; Balkanpolitiker erschienen ihm nur standesgemäß zu persönlichem Verkehr, wenn es die Verfolgung seiner politischen Ziele galt. Weniger wählerisch war der königliche Gentleman von England freilich im Verkehr mit Balkaniern weiblichen Geschlechts gewesen. Nikolaus II., der sich seinen Onkel Eduard gern zum Vorbild nimmt, hat bei seinem Besuch in Constanza das gleiche Rezept angewandt, und seit Herr Bratianu hohe russische Orden trägt, hat er auch sein Herz für Väterchens Reich entdeckt. Inwieweit der rollende Rubel dabei mitgespielt hat, mag dahingestellt bleiben.

Man war, als die rumänische Kriegserklärung erfolgte, naturgemäß nirgendwo über diese Wendung der Dinge verwundert; denn man wußte ja seit mehr als zwei Jahren, was man von Rumänien im allgemeinen und von Jonel Bratianu im besonderen zu gewärtigen hatte. Um so peinlicher berührte, zumal bei unseren ungarischen Bundesgenossen, die infolge des sofortigen feindlichen Einbruchs in Siebenbürgen die unmittelbaren Leidtragenden waren, der Umstand, daß die Mittelmächte sich von der ewig rätselhaften rumänischen Sphinx augenscheinlich hatten überraschen lassen, und der Diplomatie der Zentralmächte wurden nicht gerade Lobeshymnen gesungen. Aber man hatte den Vertretern des Vierbundes in Bukarest

bitter unrecht getan. Sie waren in der Tat, obgleich stets vorzüglich unterrichtet, überrascht worden; denn sie hatten die Kriegserklärung erst einige Wochen später erwartet. Aber auch — Rumänien selbst war, so eigenartig das klingt, überrascht worden; denn der Befehl zur Kriegserklärung war in Wirklichkeit von Petersburg, Paris und London aus erteilt worden, und Bukarest hatte lediglich Order zu parieren. Diese seltsame Geschichte einer Kriegserklärung ist nichts anderes als eine Spielart der alten Geschichte vom betrogenen Betrüger, der kein anderer als der rumänische Ministerpräsident Bratianu ist. Es ist schon gesagt worden, daß Bratianu gleich zu Anfang des Krieges Fühler nach den Ententehauptstädten ausstreckte. Bald kam es zu ernstlichen Verhandlungen zwischen Rumänien einerseits und den Verbandsmächten andererseits, und Bratianu verhandelte nur gleichzeitig mit den Zentralmächten, um deren Angebote der Entente zu hinterbringen und dadurch möglichst große Vorteile bei dieser herauszuschlagen. Überhaupt hatte es der schlaue Fuchs mit dem Anschluß an seine neuen Freunde keineswegs eilig; sein Ziel war eine Wiederholung der Leichenräuberpolitik von 1913, die Rumänien ohne einen Schwertstreich die bulgarische Dobrudscha eingebracht hatte. Wenn Rußland in der ungarischen Tiefebene stand und Bulgarien Konstantinopel erobert haben würde, so würde, dachte er, Rumänien in Siebenbürgen und in den Banat einziehen und die bereits von den Russen eroberte Bukowina sozusagen als Morgengabe der neuen Verbindung entgegennehmen können. Aber Rußland wollte ebensowenig auf Czernowitz wie Serbien auf den Banat verzichten, und aus der Teilnahme Rumäniens am Kriege wurde vorläufig nichts, was Bratianu übrigens sehr gelegen kam, insofern, als die Russen über die Karpathen nicht hinauskamen und Bulgarien — es war im Frühjahr 1915 — keinerlei Anstalten machte, sich der Entente anzuschließen, obwohl inzwischen der Kampf an den Dardanellen entbrannt war. Als Ende März 1915 Przemysl fiel und die furchtbare Osterschlacht in den Karpathen tobte, war die Lage für die Mittelmächte ernst, zumal die Entente in jenen Wochen einen starken

Druck auf Rumänien ausübte. Glücklicherweise war es mit seinen Rüstungen damals noch nicht fertig; auch blieb Bratianu dabei, daß die Russen erst die Karpathen überwunden haben müßten, wenn Rumänien aktiv eingreifen sollte.

Die große Entscheidungsschlacht von Gorlice-Tarnow mit dem siegreichen Durchbruch am Dunajec vom 1. Mai 1915 gab der Kriegslage plötzlich eine ganz andere Wendung. Generalfeldmarschall v. Mackensen jagte die Russen im Sturmschritt aus Galizien; bald darauf griff Hindenburg in Polen und Kurland ein, und in fünfmonatigem, unaufhaltsamem Siegeszuge wurden die Trümmer der „Dampfwalze“ bis tief nach Rußland hinein gewälzt. Bratianu war der Schreck in die Glieder gefahren, und als im Herbst 1915 nach dem Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte das Strafgericht über Serbien hereinbrach, war der gerissene Zauderer heilfroh, sich nicht in das gefährliche Abenteuer der Teilnahme am Kriege eingelassen zu haben. Immerhin glaubte er, daß Rumäniens Weizen doch noch blühen werde; denn er war überzeugt, die Übermacht des Vierverbandes werde schließlich trotz allen Fehlschlägen triumphieren. Es kam zu neuen Verhandlungen; Rumänien sollte gleichzeitig mit Griechenland in den Kampf eingreifen. Doch Bratianu hielt die Entente mit immer neuen Bedenken und Forderungen hin, und auch die Landung der Engländer und Franzosen in Saloniki konnte ihn nicht dazu bringen, die Neutralität aufzugeben. Wiederum wurde verhandelt; die geplante russische Sommeroffensive sollte auch Rumänien an der Seite des Vierverbandes sehen. Herrn Bratianu war die Sache aber unheimlich, und so gern er auch losgeschlagen hätte, er fürchtete doch vor allem die bulgarische Armee und einen Zweifrontenkrieg. Deshalb stellte er wieder eine Reihe von Forderungen, die darin gipfelten, daß die Russen zunächst mindestens Kowel und Lemberg wieder nehmen und die Karpathen überschreiten müßten. Weiterhin verlangte er Griechenlands Teilnahme am Krieg, für den Fall aber, daß Griechenland sich zu aktivem Eingreifen an der Seite der Entente nicht pressen lassen sollte, die Verstärkung des

Vierverbandsheeres in Saloniki auf 400 000 Mann, ferner unbedingte Sicherstellung der Munitionszufuhr durch Rußland, Rückendeckung gegen Bulgarien durch Entsendung von fünf russischen Armeekorps in die Dobrudscha und die Zusicherung von Siebenbürgen, der Bukowina und des Banats. Als Rußland damit nicht einverstanden war, übte Frankreich einen starken Druck auf den russischen Verbündeten aus, und Briand setzte es durch, daß Rußland die rumänischen Forderungen erfüllte und auf Czernowitz — das, nebenbei bemerkt, damals in den Händen der Österreicher war — ebenso verzichtete, wie es die im Umherziehen vegetierende serbische „Regierung" auf Briands Geheiß mit dem Banat tun mußte. Briand war ohnehin die Seele des Saloniki-Unternehmens, das England in schmerzlicher Erinnerung an die Gallipoli-Blamage am liebsten ganz aufgegeben hätte, nachdem der General Sarrail eine Offensive von Saloniki aus einstweilen für unmöglich erklärt hatte.

So waren also Bratianus politische Forderungen erfüllt, und Rumänien harrte unter eifrigster Tätigkeit an der Vollendung seiner Rüstungen der verheißenen strategischen Taten der Entente. General Brussilow — es war der Heerführer, von dem die russische Presse schon im Frühjahr 1916 geheimnisvoll als von der Überraschung des kommenden Sommers, als von dem demnächst auf dem Kriegsschauplatz auftauchenden russischen Hindenburg gesprochen hatte —, General Brussilow nahm Anfang Juni denn auch die Offensive in Wolhynien auf, und die durch rücksichtsloses Einsetzen seiner gewaltigen Übermacht anfangs von ihm errungenen bedeutenden Erfolge an der österreichisch-ungarischen Front riefen in Bukarest fieberhafte Aufregung hervor. Nun würde, so dachte man, das Kriegsglück sich wenden; man sah im Geiste die Russen schon in breiter Front die Karpathen überschreiten, Kowel und Lemberg überrennen und Polen wie Galizien wieder in russischen Händen. Aber es kam wieder einmal anders. Linsingen brachte alsbald den russischen Vormarsch zum Stehen; die reparierte und neu geölte Dampfwalze kam weder nach Kowel noch nach Lemberg, und von einer Überwindung der Karpathen war vollends keine Rede. Ebenso-

wenig erreichte die gewaltige englisch-französische Offensive an der Somme das gesteckte Ziel des Durchbruchs der ehernen deutschen Mauer im Westen. Nicht einmal die auf die Vergewaltigung Griechenlands gesetzten Hoffnungen erfüllten sich, und die Westmächte, in der Picardie wahrlich ausreichend beschäftigt, hüteten sich, noch mehr Truppen in den Fieberkessel von Saloniki zu werfen, wo Krankheiten und sommerliche Gluthitze Sarrails Armee zur Untätigkeit zwangen.

Bratianus Entschlossenheit zum Losschlagen wich wieder seiner so lange bewährten Zaudertaktik; er hatte denn doch keine Lust, für die Russen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Aber jetzt drehte die Entente den Spieß um: Rußland erklärte, es werde nunmehr auch ohne rumänische Unterstützung, ja selbst gegen den Willen Bratianus durch die Moldau gegen die Karpathen und von Reni aus in die Dobrudscha vorrücken, und Frankreich drohte mit der Zurückziehung der Sarrail-Armee von Saloniki, wodurch Bulgarien, im Rücken nicht mehr bedroht, gegen den nördlichen Nachbar freie Hand erhalten hätte. Aus Furcht, Rumänien werde wie Griechenland behandelt werden, ein Bedenken, das auch keineswegs unbegründet war, ließ Bratianu alle seine strategischen Forderungen fallen und erklärte sich zum Losschlagen bereit, sofern Sarrail die Offensive ergreifen werde. Denn dadurch hoffte er die Bulgaren von einem Angriff auf die Dobrudscha abzulenken. Aber die Heeresleitung der Zentralmächte wußte augenscheinlich, woher der Wind wehte, und ehe Sarrail sich versah, hatten die Bulgaren und Deutschen in rascher Gegenoffensive gegen Sarrails rechten Flügel Kawalla in ihre Hand gebracht. Saloniki selbst schien von den Truppen der Mittelmächte ernstlich bedroht; Bratianu sah alle seine Felle davonschwimmen, und er mußte erleben, wie ihm aus Paris wie aus Petersburg geringschätzig erklärt wurde, wenn er nun nicht endlich Ernst mache, werde man sich um Rumänien überhaupt nicht mehr kümmern und tun, was man für gut befinde, selbstverständlich ohne sich fernerhin irgendwie an die ihm gemachten politischen Zusagen zu halten. Der Gauner sah

sich plötzlich in der Gewalt seiner bisherigen Spießgesellen, die sich als noch gerissenere Spitzbuben erwiesen, und er wußte sich keinen anderen Rat, als mit den Wölfen zu heulen, nachdem ihm die Pistole auf die Brust gesetzt worden war. Die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn wurde ihm einfach *befohlen*, und er hatte den bestimmten, kurzfristigen Termin einzuhalten, ganz wie Italien, das auf Englands Geheiß gleichfalls gehorsam einschwenkte und am gleichen Tage Deutschland den Krieg erklärte.

Die diplomatischen Vertreter der Zentralmächte, sowohl Herr von dem Bussche-Haddenhausen und Graf Czernin, wie Sefa Bey und der bulgarische Gesandte Dr. Radew waren über diese Entwicklung der Dinge jederzeit auf dem laufenden; die Vertreter Bulgariens und der Türkei haben nach ihrer Rückkehr aus Bukarest diese Tragikomödie des betrogenen Betrügers in Interviews selbst eingehend geschildert. Die vier Gesandten wußten stets, was die Glocke geschlagen hatte; nur *wann* Rumänien losschlagen würde, wußten sie nicht und konnten sie nicht wissen, weil Herr Bratianu es *selbst nicht* wußte. Der rumänische Ministerpräsident wollte stets das Zünglein an der Wage bilden; aber er wurde in Wirklichkeit zum politischen Hampelmann, der an der Schnur der Entente tanzen mußte.

Die schöne Maria von Rumänien.

In den Schaufenstern der europäischen Papierwarenhandlungen und Ansichtskartengeschäfte konnte man seit Jahren neben den Photographien der Mitglieder des einheimischen Fürstenhauses und anderer, jeweilig volkstümlicher Persönlichkeiten das Bild einer wunderschönen jungen Frau sehen, das in den verschiedensten Motiven wiederkehrte. Einmal zeigte es die Dargestellte in schlichter, einfach-bürgerlicher Kleidung, die der Trägerin den Hauch herber Mädchenhaftigkeit verlieh; dann wieder war sie als sieghafte, alles bezwingende Schönheit von prunkvollem Gewande umhüllt, oder sie stellte sich in farbig-phantasievoller Landestracht zur Schau. Wieder andere Bilder ließen ein rührendes Familienidyll ahnen: eng und zärtlich angeschmiegt an die vom Liebreiz der Jugend umflossene Frau sah man eine blühende Kinderschar, die die Grazie und Anmut der Mutter mit ins Leben bekommen zu haben schienen. Unter diesen Bildern aber stand: „Kronprinzessin Maria von Rumänien."

Der Umstand, daß das Bild der Kronprinzessin Maria, die lange Zeit als die schönste Frau der Welt galt, sich immer wieder in den Vordergrund schob, trug dazu bei, daß man sich mit dieser fürstlichen Dame mehr beschäftigte, als es sonst mit den Angehörigen fremder regierender Häuser geschieht. Schöne Frauen finden ja auch Beachtung, wenn sie nicht die Anwartschaft auf eine Königskrone haben. Und da kann man nur sagen: es war stets eine etwas merkwürdige Art, in der von der rumänischen Kronprinzessin gesprochen wurde; es war ein Ton, den man sonst in Beziehung auf Frauen fürstlichen Geblüts nicht anzuschlagen wagt und anzuschlagen auch keinen Anlaß hat. Auffällig war dabei, daß über diese schöne Prinzessin auch Leute redeten, die den Zirkeln höfi-

scher und diplomatischer Médisance weltenfern standen, und die keine anderen als geschäftliche Beziehungen mit dem Lande an der unteren Donau pflogen. Schon daraus ging hervor, daß das Wissen dieser Leute aus breiten Sphären stammen mußte, daß die nicht gerade von besonderer Hochachtung zeugenden Ausdrücke, in denen sie von der schönen Maria sprachen, aus dem zigarettengeschwängerten Dunstkreis der Kaffeehäuser in der Bukarester Calea Victoriei davongetragen waren.

In politischer Hinsicht wurde von der Gemahlin des rumänischen Thronfolgers weit weniger gesprochen. Rumänien galt ja in friedlichen Zeiten als des Dreibunds stiller Verbündeter; man war seiner für alle Fälle völlig sicher; waren doch der König Carol wie der Kronprinz Ferdinand Glieder des Hauses Hohenzollern, die Königin Elisabeth eine kerndeutsche Prinzessin vom Rhein aus dem Hause Wied, die Kronprinzessin Tochter eines deutschen Bundesfürsten. Zwar war dieser deutsche Bundesfürst, der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, von Geburt und Erziehung eigentlich ein Engländer; doch wer dachte bei den engen Familienbeziehungen zwischen dem englischen und so vielen deutschen Höfen überhaupt an einen ernsthaften Gegensatz! Man vergaß nur, oder man wußte nicht, daß die Kronprinzessin Maria von Rumänien als Mary, königliche Prinzeß von Großbritannien und Irland, am 29. Oktober 1875 in Eastwell-Park geboren und von ihrem Vater, dem damaligen Herzog von Edinburg, jüngerem Bruder des verstorbenen Königs Eduard VII., völlig in englischem Geiste erzogen worden war. Als der Herzog Alfred von Edinburg im Sommer des Jahres 1893 den erledigten Thron des verstorbenen Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha bestieg, war seine Tochter Mary bereits ein halbes Jahr die Gattin des Kronprinzen Ferdinand von Rumänien, hatte also keine Gelegenheit, gleich ihren jüngeren Schwestern am Hofe zu Coburg und auf Schloß Rosenau auch deutsche Art und deutsches Wesen kennen zu lernen. überdies ist ihre Mutter Maria Alexandrowna eine russische Großfürstin, die einzige Tochter des Zaren Alexander II. So stand ihre ganze Jugend völlig unter englisch-russischem Einfluß, und die Sympathien der Prinzessin neigten von jeher Old-England zu, in dessen

Jonel J. C. Bratianu.

William Morris Hughes.

Geist und Denkart die Enkelin der Königin Viktoria groß geworden war.

Als Kronprinzessin am Hofe von Bukarest kam die junge Engländerin weit mehr in den Bannkreis deutschen Geisteslebens als je zuvor. Das Königspaar, insbesondere die Dichterkönigin Elisabeth, ließ nie einen Zweifel daran, welchem Kulturkreise seine Neigung galt, ebenso wie König Carols Politik sich stets rückhaltlos nach den Mittelmächten orientierte. Aber das von deutscher Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit beeinflußte Hofleben war nicht nach der Prinzessin Geschmack. Kronprinzessin Maria fand dieses Leben höchst langweilig, um so amüsanter aber das Leben in der Bukarester Gesellschaft, in den Palästen der reichen Bojaren, die sich in Paris französischen Firnis, in Rußland unersättliche Genußfreudigkeit angeeignet hatten. Sehr bald bildete die kronprinzliche Hofhaltung in ihrem Schlosse Cotroceni den Mittelpunkt eines lebensfreudigen Kreises, den die Kronprinzessin Maria dank ihrer Schönheit und ihren reichen Geistesgaben beherrschte. Denn mit ihren äußeren Reizen verbindet sie einen scharfen Intellekt, die Gabe, anregend und mit Grazie zu plaudern; sie besitzt künstlerischen Sinn, malt und dichtet, wenngleich diese künstlerischen Leistungen der nunmehrigen Königin einen dilettantischen Zug aufweisen. Mit den Offizieren der Bukarester Garnison nahm die Kronprinzessin an Ritten und Jagden teil; sie veranstaltete farbenprächtige Feste und Maskeraden, und im Park von Cotroceni wurden ländliche Spiele im Trianonstil getrieben.

Kronprinz Ferdinand mag dieses buntbewegte Leben und Treiben anfangs einigermaßen fremd und befremdlich angemutet haben; er stand aber von Anfang an viel zu sehr unter dem Einfluß seiner schönen Gattin, um ihren Wünschen und Neigungen ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich im Laufe der Jahre ein scharfer Gegensatz zwischen dem Königs- und dem Kronprinzenpaar herausbildete, ein Gegensatz, der sich schließlich auch politisch bemerkbar machte. Der König und die Königin waren mittlerweile alt geworden, und alles, was Zukunftshoffnungen hegte, schloß sich an den kronprinzlichen Hof an. War für den König das Festhalten Rumäniens an seinem Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn erstes Ge-

bot, so setzten die der anderen Mächtegruppe, vor allem Rußland zuneigenden Elemente ihre Hoffnung auf den Thronerben und dessen Gemahlin, deren Sympathien für England und Rußland bekannt waren. Die Kronprinzessin hatte ja auch nie ein Hehl daraus gemacht, und als nach dem zweiten Balkankriege der Zar in Constanza erschien, um intime Familienbeziehungen zwischen seinem Hause und den rumänischen Hohenzollern anzubahnen, da war es offenbar, daß in Rumäniens Politik eine völlige Abkehr von den alten Traditionen erfolgen würde, sobald König Carol die Augen geschlossen haben würde. Der durch die Balkankriege zutage getretene Gegensatz zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn wurde von der englisch-russischen Diplomatie begreiflicherweise nach Kräften verschärft, und Frankreich, das sich in der rumänischen Gesellschaft seit jeher großer Sympathien erfreut hatte, unterstützte seine offenen und versteckten Bundesgenossen in jeder Weise.

Den Anschluß Rumäniens an die Entente sollte die geplante Heirat des ältesten Kronprinzensohnes, des jetzigen Kronprinzen Carol, mit der ältesten Tochter des Zaren zunächst unpolitisch verbriefen; die Besiegelung des neuen Bündnisses würde sich, so rechnete man, zu gelegener Zeit, d. h. dann, wenn vom Könige kein Widerstand mehr zu erwarten war, nachholen lassen. Aber die zur dereinstigen Königin von Rumänien bestimmte junge Großfürstin ließ den auf Brautschau nach Petersburg gekommenen Prinzen Carol abblitzen; der junge Mann fand alles andere als Gnade vor den Augen der Zarin-Tochter, und seine begreifliche tiefe Verstimmung teilte sich eine Weile den Bukarester Hofkreisen mit. Doch die Russophilen gaben ihre Sache nicht verloren; als der Weltkrieg ausbrach, und als der König sein Wort den verbündeten Mittelmächten gegenüber einzulösen gedachte, fand er nicht nur bei seinem Ministerpräsidenten Bratianu, sondern bei der Mehrheit der Staatswürdenträger so entschiedenen Widerstand, daß er in die Neutralität einzuwilligen genötigt war.

Seither hat, wie jetzt völlig offenkundig ist, die Regierung des Herrn Bratianu immer nur auf den geeignetsten Augenblick gelauert, um an der Seite Rußlands über die Zentralmächte herfallen zu können. Dem König Carol brach

der Kummer über die Politik seines Landes, die entscheidend zu beeinflussen er schon zu krank und schwach war, das Herz; nun hatte die Königin Maria freies Spiel, und gemeinsam mit einem Manne wie Take Jonescu arbeitete sie ganz offen daran, Rumänien in den Krieg hineinzuziehen. Neben ihrem Haß gegen alles Deutsche war es die nationalistische Großmannssucht ihres ältesten Sohnes, des Thronerben, die sie trieb, das Land, dessen Krone sie trägt, in den Strudel des Völkerringens zu stürzen. Kronprinz Carol wollte einmal Siebenbürgen und die Bukowina, nicht zu vergessen das Banat, beherrschen, und anstatt solchem Größenwahn zu steuern, wurde die Königin selbst zur Kriegshetzerin, zur Schürerin der Volksleidenschaften. Der schwache, entschlußunfähige, willenlose König Ferdinand ließ die trotz ihren vierzig Jahren immer noch schöne Maria gewähren; es störte ihn nicht, daß seine Gemahlin Hand in Hand mit von der Entente bestochenen Subjekten den Gang der offiziellen Politik beeinflußte; er überließ Jonel Bratianu völlig die Regierung und wagte nicht einmal einen Einspruch, als auf Rußlands drohendes Geheiß im Kronrat der Krieg beschlossen wurde. Der königliche Gatte der schönen Maria ist wahrlich ein Ritter von der traurigen Gestalt.

Die beiden Hughes.

Als im Oktober des Jahres 1914 die ersten indischen Truppen im Hafen von Marseille landeten, um auf die flandrischen Schlachtfelder gesandt zu werden, da bildete der orientalisch bunte Zug der Sikhs und Gurkhas, die auf ihrem Marsch durch die Stadt die sonnendurchleuchtete Cannebière mit der Märchenphantastik des indischen Wunderlandes erfüllten, für die jedem Schaugepränge besonders zugänglichen Südfranzosen den sichtbaren Beweis der weltbeherrschenden Macht des britischen Verbündeten. Die riesigen Kriegsmannen mit ihren farbenprächtigen Uniformen und den in dünne Zöpfe geflochtenen langen Haaren, die Reisigen auf stolz aufgezäumten Pferden, die exotischen Tragtiere, Maulesel, Zebuochsen, Schafherden, indischen Karren, dieser ganze, einer Ausstattungsoper würdige Troß und Heerbann — das alles war von den klug berechnenden Engländern mit ihrem Geschick für Massengepränge großartig inszeniert. Oberregisseur dieses indischen Schaustücks war Lord Kitchener, der sich von seiner Wirksamkeit in Indien her der dekorativen Bedeutung solchen Aufzuges rechtzeitig entsann, als die Franzosen bereits geringschätzig von den hundertfünfzigtausend Mann zu sprechen begonnen hatten, die damals Englands verfügungsbereite Armee in Frankreich bildeten. Doch im Schlamm der flandrischen Schützengräben, unter den deutschen Maschinengewehren wandelte sich der indische Heerbann rasch zu einem Häuflein Elend, und was den deutschen Kugeln nicht zum Opfer fiel, das wurde vom nordischen Winterklima hinweggerafft. Die traurigen Überreste der asiatischen Truppen mußten schleunigst unter eine wärmere Sonne geschafft werden, und da mittlerweile auch Englands kleines, aber treffliches Heer von Unteroffizieren mindestens zur Hälfte dahingesunken

war, ohne daß aus der Schar der inzwischen gedrillten Freiwilligen ausreichender Ersatz hätte über den Kanal geschafft werden können, so wurden in Frankreich wiederum murrende Stimmen laut, die fanden, daß der britische Verbündete nur wenig für die gemeinsame Sache einsetze.

Da kamen dem Mutterlande die großen Kolonien zu Hilfe. In Kanada, in Australien, auf Neuseeland und in Südafrika wurde emsig die Werbetrommel gerührt, und in Quebec, in Ottawa, in Sydney, in Melbourne, in Brisbane und Adelaide erschien riesengroß an den Hausgiebeln Kitcheners herrisches Antlitz mit erhobenem Zeigefinger, der auf den Beschauer deutete. „Der König braucht Euch!" rief der Kriegsminister den Kanadiern und Australiern zu, und die abenteuerlustigen Kanadier wie die Farmer und Viehtreiber aus dem australischen Busch strömten scharenweis in die Werbebureaus, um für Old England in den Kampf zu ziehen. Doch die Werbeplakate allein würden die Jugend der britischen Dominions kaum in nennenswerter Anzahl zu den Fahnen des Mutterlandes geführt haben, wenn nicht die kolonialen Regierungen selbst mit aller Macht in die Kriegsdrommete gestoßen hätten. Es waren vor allem die beiden Hughes, die sich als Kriegshetzer und Deutschenfresser ins Zeug legten: in Kanada der Kriegsminister Sir Sam, in Australien der Premierminister William Morris Hughes. Die beiden Männer mit dem gleichen Familiennamen, die sonst einander so ungleich sind, haben für die Kriegsbereitschaft des Britenreiches Beträchtliches getan; sie haben sich als unentwegte Schürer des Weltbrandes erwiesen, und sie sind — besonders der Australier — als Typen britischer Staatsmänner von heute interessant genug, daß man sich etwas näher mit ihnen beschäftigt.

William Morris Hughes, der Premierminister des Commonwealth von Australien, hat eine selbst für dieses Land politischer Rücksichtslosigkeit ungewöhnliche Laufbahn hinter sich. Er ist im Jahre 1864 in Wales geboren und war Schüler einer Mittelschule, deren Zöglinge in der obersten Klasse bereits selbst als Lehrer verwendet werden. In Liverpool fand er eine Anstellung als Volksschullehrer; doch es behagte ihm nicht, die Sprößlinge der

Liverpooler Dockarbeiter in den Elementarfächern zu unterrichten. Die großen Amerikadampfer und Indienfahrer, die im Hafen lagen, erweckten seine Sehnsucht nach der Ungebundenheit ferner exotischer Länder, und kurz entschlossen brach der zwanzigjährige Schullehrer alle Brücken hinter sich ab, um sich nach Australien einzuschiffen, wahrscheinlich, weil ihn der fünfte Erdteil das fremdartigste und entlegenste Land dünkte. Während des ersten Jahrzehnts seines Aufenthalts in Australien, von 1884 bis 1894, lebte William Morris Hughes im Lande der Antipoden ein seltsam abenteuerliches Leben. Zuerst wurde er Lehrer in Sydney; aber er fand bald, daß zwischen einem Schulzimmer in Australien und einem solchen in England verzweifelt wenig Unterschied sei, und deshalb gab er die Stellung wieder auf, um sich als gewöhnlicher Handarbeiter sein Brot zu verdienen. Er ging an den Hafen, verdingte sich als Packträger und tat schwerste Arbeit. Er gründete eine Familie, er wurde Schirmflicker, ließ sich, als ihm das wieder zu langweilig wurde, von seiner Frau in die Küchengeheimnisse einführen und wurde Koch. Er arbeitete als Anstreicher, ging in den Busch als Ochsentreiber, wurde schließlich selbst ein kleiner Viehzüchter. Wo er aber auch gerade arbeitete, überall hatte er bald seine Kameraden für sich gewonnen, die er dank seiner Intelligenz und seiner überzeugenden Beredsamkeit völlig beherrschte. Waren ihm die Löhne zu niedrig, die Arbeitszeiten zu lang, flugs trieb er die Arbeitsgenossen zum Streik an, berief Versammlungen, hielt fulminante Reden und donnerte los, daß es eine Art hatte. Sein den Arbeitern immer wieder verkündetes Evangelium war der Grundsatz, daß nur die Arbeiterschaft, die die Mehrzahl des Volkes bilde, das Recht habe, Volk und Land zu regieren. Er ließ es nicht bei schönen Reden, er einigte die Angehörigen der verschiedenen Arbeitergruppen zu Verbänden und schuf in Australien die ersten Arbeiterorganisationen nach englischem Muster. Im Jahre 1894 wurde er von seinen Genossen bereits in das Parlament von Neu-Süd-Wales gewählt, wo seine Unerschrockenheit und Rücksichtslosigkeit ihm rasch den Weg ebneten. Er stellte die kühnsten Forderungen auf, und er wußte Freunde wie Gegner von seinen Anschauungen zu

überzeugen. Dabei nahm er sich die großen englischen und deutschen Arbeiterführer zum Vorbild, die unablässig an ihrer Fortbildung arbeiteten, und studierte in vorgerücktem Alter noch die Rechte, so daß er trotz seiner ursprünglichen Elementarbildung noch zur Advokatur zugelassen wurde. Im Jahre 1901 wurde Hughes auch ins australische Gesamtparlament gewählt, und zehn Jahre nach seinem Eintritt in das parlamentarische Leben, 1904, wurde er zum ersten Male Minister. Damals war — das erstemal in der Geschichte Australiens wie überhaupt aller zivilisierten Länder — die Arbeiterpartei zur Regierung gelangt, und sie nahm keinen Anstand, dem ehemaligen Dockarbeiter, Ochsenknecht und Schirmflicker, dem tauben, kleinen und unansehnlichen, auch äußerlich in keiner Hinsicht repräsentablen Führer das Ministerium des Äußern anzuvertrauen. Seither hat er bereits dreimal das Amt des Kronanwalts — des Justizministers — bekleidet, und er gewann dadurch ausschlaggebenden Einfluß auf die Gesetzgebung Australiens, die, von zielbewußter Sozialpolitik getragen, der Arbeiterbevölkerung Rechte eingeräumt hat, wie sie in keinem anderen Lande der Erde auch nur annähernd bestehen. William Morris Hughes verdankt die Arbeiterklasse des fünften Erdteils entscheidenden Einfluß in allen öffentlichen Angelegenheiten; die soziale Frage müßte, wäre ihre Lösung keine Utopie, in Australien gelöst sein.

Als der Arbeiterführer Andrew Fisher, der frühere australische Premierminister, als Oberkommissar, gewissermaßen der Botschafter der Kolonie, nach London ging, wurde, am 27. Oktober 1915, William Morris Hughes sein Nachfolger. Dieser war zu der Zeit selbst einige Monate als Oberkommissar in England gewesen und blieb trotz seiner Ernennung als Premierminister vorläufig auch in London. Hatte er vorher schon in der Heimat wie im englischen Stammlande auf das eifrigste die Kriegsfackel geschwungen und gegen die Deutschen gehetzt, so vervielfältigte er nunmehr diese agitatorische Tätigkeit. Als erstem Mann des australischen Commonwealth wurde seinen Worten auch erhöhtes Gewicht beigelegt; die Tories, geführt von der „Times“ und der ganzen Meute der Northcliffe-Presse,

erkannten denn auch sofort den agitatorischen Wert der Betätigung des Mannes und hoben ihn auf den Schild. Hughes hatte im Sommer 1915 selbst mit angesehen, wie Lloyd-George, sein wallisischer Landsmann, dank seinem gewaltigen Mundwerk und seiner Rührigkeit in der Frage der Munitionsversorgung zum Retter des Vaterlandes gestempelt und zum geistigen Haupt der Regierung geworden war. Der australische Premier dachte sich wohl, was Lloyd-George könne, das müsse auch ihm gelingen, und die fortwährende Verhimmelung seiner Persönlichkeit in der Tory-Presse erzeugte bei Hughes allgemach den Größenwahn. Er merkte vielleicht gar nicht, daß die Konservativen, die allen Ernstes forderten, Hughes solle zum englischen Premierminister gemacht werden, nur die Gelegenheit benutzten, um Asquith Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Jedenfalls wurde der Mann der britischen Regierung nicht wenig lästig, namentlich, als Hughes Anstalten machte, sich als Bevollmächtigten Englands zur Pariser Wirtschaftskonferenz der Entente entsenden zu lassen. In seinem wilden und hemmungslosen, durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Chauvinismus tritt nämlich der australische Premierminister für die Ausschließung Deutschlands vom Handel mit dem britischen Reiche für alle Zeiten ein, ein Standpunkt, dessen Unmöglichkeit die englische Regierung natürlich ganz genau kennt, und den sie insgeheim nach Gebühr einschätzt. England verfolgt, wie man weiß, mit dem Wirtschaftskriege nach dem Kriege ganz andere Ziele; es will seine heutigen Verbündeten auch künftig wirtschaftspolitisch beherrschen, ohne etwa dabei auf den Handel mit den Mittelmächten zu verzichten, der ja auch praktisch gar nicht ausgeschaltet werden kann.

Noch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen den Zielen der englischen Regierung und denen des australischen Premiers. Dieser in seiner gesamten Weltanschauung, Bildung und Entwicklung ganz einseitig eingestellte Volkstribun ist heute Deutschenfresser, weil man damit gegenwärtig Beachtung und Ansehen in England gewinnt; er ist britischer Chauvinist, weil er sich einredet, die Ausschaltung des deutschen Wettbewerbes in Australien werde dank den erstrebten riesigen Schutzzöllen der Arbeiterschaft in Gestalt

hoher Löhne, einer verbesserten Lebenshaltung und günstigerer Arbeitsbedingungen zugute kommen. Er vergißt nur die Kleinigkeit, daß das Mutterland nicht ein Dorado der Arbeiterschaft, sondern die Hochburg industriellen Kapitalismus ist, und daß die Engländer, die Regierung an der Spitze, ihre ganze Politik nur nach den Interessen des rücksichtslosesten Kapitalismus zuschneiden. Darin sind Liberale und Konservative einig; nur in der Wahl der Mittel, die zum Ziele führen, gehen sie auseinander, und zum hochschutzzöllnerischen Protektionismus vermögen sich die Liberalen trotz den mancherlei Wandlungen, die sie bereits durchgemacht haben, einstweilen mit Rücksicht auf ihre Wähler noch nicht zu bekennen.

Um Hughes' Teilnahme an der Pariser Konferenz zu hintertreiben, erklärte Herr Asquith gelegentlich einer Interpellation im Unterhause, zur Zeit der Wirtschaftskonferenz werde der australische Premierminister gar nicht mehr in Europa sein. Asquith hatte wohl angenommen, dieser zarte Hinweis werde den australischen Kollegen veranlassen, alsbald seine Koffer zu packen. Aber er hatte nicht mit der Dickfelligkeit des einstigen Viehtreibers gerechnet; denn Herr Hughes ließ gleich darauf durch die Northcliffe-Presse verkünden, seine Abreise nach Australien stehe noch nicht bevor, jedenfalls werde dadurch seine Teilnahme an der Pariser Konferenz nicht verhindert. Es blieb schließlich auch der Regierung nichts anderes übrig, als neben R u n c i m a n und B o n a r L a w Hughes in der Eigenschaft als Vertreter Australiens nach Paris gehen zu lassen; auf diese Weise hatte er nur eine beratende, aber keine beschließende Stimme. Im übrigen war Asquith glücklich, als der Kollege von den Antipoden sich Ende Juni 1916 nach einem opulenten Bankett, das Lord Northcliffe ihm zu Ehren gegeben hatte, endlich wieder nach Australien einschiffte. Der Mann war ihm mit seiner wüsten Agitation und seiner Popularität unheimlich geworden; vielleicht schwebte ihm das warnende Vorbild des Venizelos vor, der gleichfalls aus der Ferne in die Hauptstadt gekommen und dort als Retter des Vaterlandes zum Diktator gemacht worden war.

Asquith hatte auch insofern Glück, als Hughes sein protziges Auftreten in England von seinen eigenen Parteigenossen übel angekreidet wurde. Den australischen Arbeitern paßte es nicht, daß ihr Führer an üppigen Kapitalistentafeln geschwelgt hatte, daß er zum Ehrenbürger der City von London und einer Reihe anderer Städte unter der Herrschaft des Großkapitals ernannt worden war. Vollends verdarb Hughes es mit seiner Partei, als er in Australien die allgemeine Wehrpflicht durchdrücken wollte, aber damit einen eklatanten Mißerfolg erzielte. Durch eine allgemeine Volksabstimmung wurde die Einführung der Wehrpflicht mit großer Mehrheit verworfen. Er war schon vorher vom Politischen Arbeiterverband von Neu-Süd-Wales wegen seines Eintretens für die Dienstpflicht ausgeschlossen worden; nach der Abstimmung wurde sogar ein — erfolgloses — Attentat gegen ihn unternommen. Es hieß bereits, er werde infolge seiner Niederlage in der Wehrpflichtfrage den Abschied nehmen; jedenfalls ist William Morris Hughes in Australien zurzeit ziemlich unten durch, und seine Hetzertätigkeit in England hat im fünften Erdteil keinen Widerhall gefunden.

*

Aus ganz anderem Holze ist Sir Sam Hughes geschnitzt, der in der kanadischen Regierung das Amt des Kriegsministers bekleidet. Er hat, wie schon sein Adelsprädikat zeigt, keine so abenteuerliche Vergangenheit hinter sich, wie sein Namensvetter aus Australien; aber er sucht es ihm in bezug auf Deutschenhetze nach Kräften gleichzutun, wenn ihm auch der Kollege darin unstreitig über ist. Gleichwertig sind beide Hughes in ihrer Unkenntnis Deutschlands und seiner Einrichtungen. Auch Sir Sam Hughes läßt sich mit Vorliebe interviewen und gibt dann Weisheiten zum besten, über die man hier nur mitleidig lächeln kann. Der Deutsche vermag nun einmal nicht zu begreifen, daß man in Kanada oder anderswo draußen in der Welt ohne jede Spur von Bildung und selbständigem Urteil Minister wird. Man höre nur, wie sich in dem Kopfe dieses Kriegsministers die Weltgeschichte spiegelt. Dem

Interviewer des „Daily Chronicle", eines Londoner Blattes, hat er erklärt, es gebe für ihn nur eine Aufgabe in der Welt: die Deutschen zu verhauen und damit die menschliche Freiheit gegen den preußischen Militarismus endgültig zu sichern. Gefragt, wie er sich das denke, meinte der kanadische Kriegsminister, das deutsche Volk, dem er im übrigen die Daseinsberechtigung gütigst nicht abspricht, sei seit Sechsundsechzig verpreußt, und von dieser ekelerregenden Krankheit müsse es befreit werden. Weiter wolle England nichts, und auch er, Sir Sam Hughes, würde nie für ein anderes Ziel als für die Freiheit der Völker kämpfen; für einen Krieg, dessen Ziel Landerwerb sei, würde er keinen Penny geben. Man sieht, was für ein hervorragender Kenner der englischen Geschichte der kanadische Kriegsminister ist. Nordamerika, seine Heimat, haben die Engländer selbstverständlich nur erobert, um die eingeborene Bevölkerung zu befreien; dasselbe haben sie mit Indien, mit den Burenrepubliken, kurz, mit allen den Ländern und Völkern getan, über denen jetzt der Union Jack weht.

Angesichts dieser idealen Geschichts- und Lebensauffassung ist es einigermaßen verwunderlich, daß Sir Sam Hughes erst vor wenigen Monaten in einen übeln Armeelieferungsskandal verwickelt war. Die Angelegenheit hatte in Kanada nicht wenig Staub aufgewirbelt; war der Regierung im kanadischen Parlament doch von der liberalen Opposition — in Kanada sind gegenwärtig die Konservativen am Ruder —, und zwar von keinem Geringeren als dem früheren Premierminister Sir Wilfrid Laurier, die schwere Beschuldigung entgegengeschleudert worden, daß bei Munitionsaufträgen hohe kanadische Offiziere von amerikanischen Industriellen bestochen worden seien. Man nannte in diesem Zusammenhang besonders den Namen des Obersten Wesley Allison, der mehr als eine Million Dollar Schmiergelder eingesteckt und seinen Freund, den kanadischen Kriegsminister Sir Sam Hughes, an diesem Geschäft beteiligt haben sollte. Das konnte sich das Kabinett Borden natürlich nicht nachsagen lassen, und es wurde eine königliche Regierungskommission zur Untersuchung der Angelegenheit eingesetzt, die nach mehreren

Monaten ihr Urteil dahin fällte, die Weste des Kriegsministers sei weiß wie Schnee, und er habe von den Schmiergeldern nicht das geringste gewußt. Seines Freundes, des Colonel Allison, Weste aber wurde weniger blütenweiß befunden. Sein Verhalten in „der" Bestechungsangelegenheit — man beachte, daß die Tatsache unumwunden zugegeben wurde — wurde als äußerst verdächtig gekennzeichnet, und wenn Allison seine schmutzigen Finger auch nicht buchstäblich nachgewiesen wurden, so erklärte die Kommission doch, daß er das Vertrauen seines Freundes und Vorgesetzten schamlos mißbraucht habe. Was mit anderen Worten heißt, daß er ein bestochenes Subjekt und ein Lump ist.

Man glaubt nun gewiß, der Kriegsminister habe auf dieses Gutachten hin den bestechlichen Offizier sofort vom Dienst suspendiert und ihm den Prozeß machen lassen? Aber nein, Sir Sam Hughes dachte gar nicht daran. Er fühlte sich nicht kompromittiert. Er erklärte, die Untersuchungskommission müsse sich geirrt haben; denn er kenne seinen Freund Allison besser. Der sei einer solchen Sache nicht fähig, und der Oberst habe nach wie vor sein unvermindertes Vertrauen. Natürlich toben seither die Kanadier, denen ja, wie man weiß, Europens übertünchte Höflichkeit fremd ist, gegen Sir Sam Hughes, und die liberalen Blätter sagen ihm unverhohlen, er möge sich gefälligst mitsamt seinem Freunde Allison schleunigst zum Teufel scheren. Doch auch daraus macht sich der edle Sir Sam nichts; er bleibt. Eine solche Dickfelligkeit mag uns unbegreiflich erscheinen; aber wir Barbaren haben nun einmal kein Verständnis für die englischen Ehr- und Freiheitsbegriffe. Zu ihnen gehört ja auch der Grundsatz: Business as usual. Auch wenn das Geschäft ein wenig ungewöhnlich ist, schadet's nichts in England und seinen Kolonien. Der kanadische Kriegsminister baut Häuser auf die Treue und Lauterkeit seines Freundes Allison: Basta! Er bleibt, wie einst sein britischer Kollege, The Honourable David Lloyd-George, der heutige Premierminister, der auch geblieben ist, obwohl es in England einmal eine fatale Affäre mit Marconi-Aktien gegeben hat.

Theodore Roosevelt.

Zu den unliebsamsten überraschungen, die Deutschland nach dem Ausbruch des Krieges erlebt hat, gehörte die unfreundliche, ja offen feindselige Haltung der meisten Neutralen. Es waren weniger die Regierungen als die prominenten inoffiziellen Persönlichkeiten der am Kriege unbeteiligten Länder. Die Regierungen beeilten sich alle, in einwandfreier Form ihre Neutralität zu erklären; die Presse jedoch, in der sich der Niederschlag der Gesinnung jener Persönlichkeiten widerspiegelte, faßte die amtlich erklärte Neutralität auf ihre Weise auf und machte aus ihrer Gesinnung Deutschland gegenüber kein Hehl. Wieviel von dieser Unfreundlichkeit auf Rechnung der geschickten englisch-französischen Verhetzung und des Reuterschen Nachrichtenschwindels kam, ist natürlich nicht festzustellen; es geht aber nicht an, lediglich, wie es lange Zeit geschehen ist, Reuter und Havas dafür verantwortlich zu machen, daß Deutschland neben seinen vielen offenen noch so zahlreiche versteckte Feinde erwachsen sind. Denn auch in den unmittelbar an Deutschland angrenzenden neutralen Ländern, denen von Anfang an nicht nur die deutschen Zeitungen zugänglich waren, die auch stets Gelegenheit hatten, sich durch eigenen Augenschein auf dem laufenden zu erhalten, machte sich eine unverkennbar feindselige Stimmung gegen Deutschland bemerkbar. Man kann dabei getrost von ausgehaltenen Hetzblättern, wie dem Amsterdamer „Telegraaf“ des berüchtigten Schröder, absehen; was in der Presse Dänemarks und der französischen Schweiz zum Ausdruck kam, das war der Niederschlag gar nicht oder nur schlecht verhüllter Feindseligkeit.

Nicht anders war es in Amerika. Die maßgebende Presse der Vereinigten Staaten stellte sich mit nur ganz

geringen Ausnahmen ohne weiteres offen auf die Seite der Entente, und es waren im wesentlichen nur die Blätter des großen Zeitungsverlegers William Randolph Hearst, die Deutschland Gerechtigkeit widerfahren ließen. Bald kamen auch in den Revuen und Magazinen der Union namhafte Persönlichkeiten Amerikas zu Wort, um sich über den europäischen Krieg, seine Ursachen und über die Haltung der Vereinigten Staaten den kriegführenden Mächten gegenüber zu äußern. Einer der ersten, der, fix und redselig wie immer, das Wort ergriff, war der Expräsident Theodore Roosevelt. Ihm stand ein weithin tönendes Sprachrohr, der sehr angesehene „Outlook", zur Verfügung, an dem er seit dem Ende seiner zweiten Präsidentschaft Redakteur ist. Mit diesen „Outlook"-Artikeln Roosevelts hatte es eine eigene Bewandtnis. Die erste Kenntnis des Aufsatzes erhielt man bei uns durch eine Wiedergabe in den „Times". Das Organ des Lord Northcliffe hatte Roosevelts Äußerungen so geschickt zusammengestrichen und frisiert, daß aus ihnen offene Feindseligkeit gegen Deutschland sprach. Als im Oktober 1914 die betreffende Nummer des „Outlook" nach Deutschland kam, stellte sich die dreiste Fälschung der „Times" heraus, und man konnte feststellen, daß Roosevelt aus seiner Sympathie für England und Belgien zwar kein Hehl machte, daß er sich aber immerhin bemüht hatte, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, Deutschlands wunderbare Tüchtigkeit, seine gewaltigen Leistungen und die Zwangslage anzuerkennen, in der es sich befand, als es, um einem gleichen Schritt Englands und Frankreichs zuvorzukommen, durch Belgien marschierte. Herr Roosevelt hat bald darauf noch einige weitere längere Aufsätze über den gleichen Gegenstand in den „Chicago Daily News" veröffentlicht, und in einem dieser Artikel, der am 10. Oktober 1914 in der genannten großen Zeitung erschienen ist, äußerte er, es sei völlig sinnlos, ja schlimmer als das, den Deutschen Kaiser als den blutdürstigen Urheber des Krieges hinzustellen. Er erkannte abermals Deutschlands großartige Leistungen und seine großen Erfolge auf den Kriegsschauplätzen an und bewunderte die herrliche Vaterlandsliebe und die Selbstverleugnung der deutschen Männer und Frauen aller

Volkskreise. Er hob weiterhin hervor, daß das deutsche Volk in erster Linie den Kampf der Zivilisation gegen die drohende Flut moskowitischer Barbarei führe, und er betonte, Deutschland sei überzeugt, die Westmächte seien durch ihr Bündnis mit Rußland Verräter an der Sache der abendländischen Kultur. „Die Deutschen", so schloß der Expräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, „sind nicht nur unsere Brüder: sie sind im hohen Maße wir selbst. Was wir Amerikaner dem deutschen Blute schulden, ist gewaltig; noch Größeres verdanken wir dem deutschen Gedanken und dem deutschen Vorbild. Eine Vernichtung oder nur Verkrüppelung Deutschlands, die zu seiner politischen Ohnmacht führen würde, wäre eine Katastrophe für die Menschheit. Jedes großmütige Herz und jeder weitsichtige Geist auf dem ganzen Erdenrund kann nicht anders, als seine Freude haben an der Existenz eines gesicherten, einigen und mächtigen Deutschland, das zu stark ist, um Angriffe zu fürchten, und zu gerecht, um eine Quelle der Furcht für seine Nachbarn zu sein."

Das klang gewiß nicht deutschfeindlich, entsprach auch durchaus den Anschauungen, die Roosevelt als Präsident schon früher geäußert hatte. Als er im Jahre 1906 den vom deutschen Botschafter geführten New Yorker Verein deutscher Offiziere des Beurlaubtenstandes und eine Deputation des Deutschen Kriegerbundes empfing, hielt er eine damals viel bemerkte Ansprache, in der er anerkannte, daß keine Nation Amerika bessere Bürger geliefert habe als die deutsche. „Es sollte", sagte Roosevelt damals, „unsere beiderseitige Aufgabe sein, die engen Bande, die Deutschland und Amerika verbinden, immer fester zu knüpfen. Ich erblicke darin die Hauptaufgabe unserer Diplomatie, um so mehr, als nirgends auf der Welt größere Bewunderung für Deutschland und seinen Herrscher gehegt wird als hier bei uns. Ich schweife kaum zu weit ab, wenn ich durch Sie, Herr Botschafter, dem Deutschen Kaiser und dem deutschen Volke zu den Errungenschaften in Algeciras gratuliere. Uns Amerikaner betrafen die Verhandlungen nur insofern, als wir gleiches Recht für alle wünschten. Dafür aber trat zuerst Deutschland ein

und setzte die Anerkennung dieses Rechtes schließlich durch."

Diese Kundgebung Roosevelts, die am 12. April 1906 im Weißen Hause zu Washington stattfand, war keineswegs eine Improvisation, sondern hatte einen politischen Untergrund. Sie richtete sich gegen gewisse deutschfeindliche Bestrebungen, die damals in den Vereinigten Staaten laut geworden waren. Bereits kurz nach dem Übereinkommen von Algeciras hatte der Präsident dem damaligen deutschen Botschafter Freiherrn Speck von Sternburg gegenüber die Absicht geäußert, eine Erklärung abzugeben, von der er wünsche, daß sie in Amerika, in Deutschland und auf der ganzen Erde vernommen werde, und Roosevelt hatte selbst vorgeschlagen, diese Kundgebung an einen deutschen Verein alter Soldaten zu richten. Die Konferenz von Algeciras bildete aber, wie man weiß, einen der beiden Ausgangspunkte, von denen aus der Weltkrieg seinen Ursprung genommen hat; daß Roosevelt in der Marokkoangelegenheit Deutschlands Haltung ausdrücklich billigte, war gleichzeitig ein Beweis dafür, daß er in dieser wichtigen politischen Frage nicht auf seiten Frankreichs und Englands stand. Von einem so genauen Kenner der weltpolitischen Verhältnisse konnte man denn auch erwarten, daß er nach dem Kriegsausbruch Wirkungen und Folgen der englischen Einkreisungspolitik nach Gebühr einschätzen würde. In seinen obenerwähnten Aufsätzen hatte er das zwar nur sehr bedingungsweise getan, immerhin aber noch das Bestreben gezeigt, der deutschen Sache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der öffentlichen Meinung der Mittelmächte galt jedoch der Expräsident von Anfang an als Deutschenfeind, woran lediglich der gefälschte Auszug des „Outlook"-Artikels in den „Times" die Schuld trug. Denn es ist ja bekannt, daß stets der erste Eindruck haften bleibt, daß spätere Richtigstellungen mehr oder weniger ihren Zweck verfehlen. Auf dieser psychologischen Erwägung beruht denn auch der ganze Lügenfeldzug der Entente. Aber es sollte sich zeigen, daß man in Deutschland in bezug auf Roosevelt gar nicht nötig hatte, umzulernen. Denn ein halbes Jahr später war der einstige Deutschenfreund bereits mit fliegenden Fahnen in

Sam Hughes.

Theodore Roosevelt.

das Lager derjenigen hinübergeschwenkt, die ihrer kulturellen Höhe etwas zu vergeben glauben, wenn sie von den Deutschen anders als von Hunnen und Barbaren sprechen. Er tobte in Wort und Schrift gegen die von den Deutschen „begangenen Verbrechen“, gegen die „Vergewaltigung“ Belgiens, gegen Deutschlands Politik der Brandstiftung, der nutzlosen Greueltaten, der Ermordung von Frauen und Kindern in Dinant, in Löwen, in Reims, gegen die Luftangriffe auf Paris und London. über die russischen Greueltaten in Ostpreußen, Galizien und der Bukowina, die französischen Bombenwürfe auf unbefestigte deutsche Städte, über die Baralong-Mörder, die Gentlemen vom „King Stephen“ und über ähnliche ruhmreiche Heldentaten der Engländer, über die schamlosen Mißhandlungen friedlicher deutscher Zivilgefangener in Afrika hat sich Herr Roosevelt, der so gern redet und schreibt, bis zum heutigen Tage geflissentlich ausgeschwiegen. Die Torpedierung der „Lusitania“, durch die 5400 Kisten amerikanischer Munition vernichtet worden sind, hat der einstige Freund Deutschlands in einem Aufsatz im „Metropolitan Magazine“ einen „Mord auf hoher See“ genannt, und er hat die Deutschen mit Seeräubern verglichen, die nur durch das Eingreifen Amerikas zur Raison gebracht werden könnten. Er nannte die Lieferung von Waffen und Munition seitens Amerikas an die Entente völlig gerecht und moralisch, denn diese Waffen dienten dazu, die unmenschlichen deutschen Eindringlinge wie wilde Tiere zu verjagen. Er erklärte in einer Rede, die er im August 1915 im Militärlager von Plattsburg im Staate New York hielt, die amerikanischen Waffenfabrikanten würden unmoralisch handeln, wenn sie sich weigerten, Ländern Munition zu senden, die sich bemühen, Belgien den Belgiern wieder zurückzugeben. Die Deutsch-Amerikaner hätten seit dem Kriegsausbruch gezeigt, daß sie sowohl Feinde der Vereinigten Staaten wie der Menschheit seien. Diese Hetzrede vor der amerikanischen Miliz war dem Kriegssekretär denn doch zu stark, und der amerikanische Oberkommandierende General Wood erhielt einen Rüffel dafür, daß er Roosevelt im Lager habe sprechen lassen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Tonart des Expräsidenten in der Union Widerhall fand; denn wenn er vielfach auch längst nicht mehr ernst genommen wird, er gilt doch immer noch als einer der ersten Männer seines Landes, und wo er seine Stimme erhebt, findet er auch Zuhörer. Er findet, was noch schlimmer ist, nicht nur Lauscher in Amerika, sondern auch bei den Neutralen diesseits des großen Teichs, von denen sich viele durch den prominenten Gesinnungsgenossen in ihrer Deutschfeindlichkeit gewissermaßen gerechtfertigt fühlen. Schließlich war der Mann 7½ Jahre Präsident eines der größten Staatswesen der Welt, noch dazu ein Staatsoberhaupt, das mehr als irgendeiner seiner Vorgänger das ganze Erdenrund in Atem zu halten gewußt hatte. Menschen mit Autoritätsglauben und ohne selbständiges Urteil lassen sich von solchen Persönlichkeiten nur zu leicht ins geistige Schlepptau nehmen. Kritischen und urteilsfähigen Geistern mußte ein Mann wie Roosevelt allerdings von vornherein verdächtig vorkommen; sie haben ihn tatsächlich auch seit jeher mit Mißtrauen betrachtet. Vielleicht wäre Theodore Roosevelt auch nie derart in den Vordergrund getreten, hätte ihn nicht ein tragischer Zufall, die Wahnsinnstat des Anarchisten Czolgosc, der zu Buffalo den Präsidenten Mc. Kinley erschoß, am 14. September 1901 an die Spitze der Vereinigten Staaten geführt. Roosevelts Vielgeschäftigkeit war schon frühzeitig den führenden Politikern der republikanischen Partei verdächtig gewesen; um ihn kaltzustellen, hatten sie ihn auf den Posten des Senatspräsidenten, der gleichzeitig der Vizepräsident der Vereinigten Staaten ist, abgeschoben. Sie glaubten den Colonel der Rough Riders, der sich im spanisch-amerikanischen Kriege in der Schlacht von Santiago durch die Erstürmung des San Juan-Hügels ausgezeichnet und mit dieser Waffentat große Volkstümlichkeit erworben hatte, damit politisch unschädlich gemacht zu haben; denn nie zuvor in der Geschichte der Vereinigten Staaten war ein Vizepräsident auch Präsident geworden. Aber die täppisch-verbrecherische Hand eines wahnwitzigen Fanatikers griff bestimmend in die Geschicke des amerikanischen Volkes ein; der amerikanische Imperialismus der letzten fünfzehn Jahre ist so eng mit Roosevelts Präsi-

dentschaft verknüpft, daß es unmöglich ist, sich auch nur annähernd ein Bild von der wahrscheinlichen Gestaltung der politischen Verhältnisse in der Union zu machen, wenn man sich Roosevelts Persönlichkeit, diese Inkarnation des lauten, lärmenden, selbstbewußten und ewig reklamebedürftigen Amerikanismus, hinwegdenkt. Er war ein Präsident, der stets von sich reden machte, ewig die Lärmtrommel rührte, der nicht genug an dem Bewußtsein hatte, der erste Bürger der größten Republik der Erde zu sein. Es mußte, so wollte es seine grenzenlose Eitelkeit, auch täglich mit Tamtam in allen fünf Erdteilen verkündet werden.

Als er am 4. März 1909 die Regierung der Union in die Hände des Präsidenten Taft legte, kam dieser unangenehme, reklamebedürftige Zug seines Wesens noch mehr als zuvor zum Durchbruch. Man erinnert sich, wie er die vom Smithsonian-Institut in Washington, einer Art zoologischem Museum, bezahlte Jagdexpedition nach Afrika unternahm, wie er fast ein Jahr lang die Presse aller Länder mit den Heldentaten seiner Löwen- und Büffeljagden fütterte, wie er dann, begleitet von einem Troß amerikanischer Reporter, mit den Allüren eines regierenden Fürsten durch die europäischen Hauptstädte zog, überall von den Monarchen mit Rücksicht auf seine frühere Stellung mit Ehren überhäuft, nicht zum wenigsten in Wien und Berlin. In der deutschen Reichshauptstadt hielt er eine Vorlesung in der Universität über die Weltkulturbewegung, die sich ebensowenig durch neue Gedanken wie durch wissenschaftliche Tiefe auszeichnete, und in Döberitz führte ihm der Kaiser die Garde in Parade und Feuergefecht vor, eine Ehrung, die nie zuvor einem Privatmann erwiesen worden war. Seine Rundreise beendete er in England, wo er gerade zurecht kam, im Auftrage der amerikanischen Regierung an den Leichenfeierlichkeiten für König Eduard VII. teilzunehmen. Sicherlich hatte Roosevelt im Einkreisungsprogramm König Eduards einen nicht unwichtigen Posten zugedacht erhalten; rechnete man doch auch in England damit, daß Roosevelt im Jahre 1912 von neuem zum Präsidenten gewählt werden würde. Da war es nun, so wenig der Umstand damals beachtet wurde, sehr merkwürdig, daß der Expräsident unmittelbar vor seiner Einschiffung

nach Amerika ganz im Stillen mit Sir Edward Grey, König Eduards politischem Testamentsvollstrecker, zusammentraf. Einen ganzen Tag lang weilten die beiden Männer in einer ländlichen Sommerfrische mitten im Walde zusammen, angeblich, weil Roosevelt sich für die englische Vogelwelt interessierte, und weil Sir Edward Grey auf diesem Gebiete ein besonderer Sachverständiger sei. Man hatte bis dahin allerdings nur gehört, Sir Edward verstehe etwas vom Angeln; seine ornithologischen Kenntnisse hatte er schamhaft vor der Welt verborgen. Die Unterhaltung der beiden Staatsmänner dürfte sich auch kaum auf das Gebiet der Zoologie beschränkt haben; man muß vielmehr annehmen, daß Sir Edward Grey damals rasch die Gelegenheit benutzt hat, das nachzuholen, wozu sein verstorbener Herr und Meister keine Gelegenheit mehr gehabt hatte. Zweifellos sind damals, im Frühjahr 1910, bedeutsame Pläne entwickelt worden, die sich auf die Gemeinsamkeit der politischen und merkantilen Interessen zwischen England und den Vereinigten Staaten bezogen. Man darf nicht vergessen, daß Roosevelt zu jener Zeit mit dem Präsidenten Taft noch ein Herz und eine Seele war, und daß infolgedessen für Roosevelt die Möglichkeit bestand, gemeinsam mit dem verantwortlichen englischen Staatsmann gewisse politische Richtlinien festzulegen, die England und die Union auch ohne geschriebenen Vertrag einander näher brachten. War es doch stets Englands Gepflogenheit, seine Annäherung an andere Mächte zunächst in persönlich vertraulicher Form zu vollziehen. Daß eine gemeinsame Verfolgung der beiderseitigen Interessen damals vereinbart worden ist, das ist seither wiederholt behauptet und auffälligerweise auch weder von England noch von Amerika jemals bestritten worden. Eine solche politische Interessengemeinschaft wird begreiflich, wenn man, auch ohne sonstige Fragen der Weltpolitik in Betracht zu ziehen, nur an das japanische Problem denkt, dessen Lösung Amerika nicht erspart bleiben wird. Der jüngste russisch-japanische Vertrag über Ostasien beweist ja auch, daß die Gegensätze zwischen den beiden früher einander feindlichen Mächten nunmehr endgültig überbrückt sind; er beweist ferner, daß Japan willens ist, sich für die dereinstige Auseinandersetzung mit Amerika

den Rücken zu decken. In diesem Kampfe um die Herrschaft im Stillen Ozean wird England Australiens halber Farbe bekennen müssen; Amerika wiederum kann es für jenen Tag seines Kampfes um die Vorherrschaft in der Südsee nicht gleichgültig sein, welche Stellung das britische Weltreich einnimmt.

Wohl ist die innere Entwicklung in Amerika andere Wege gegangen, als man im Jahre 1910 geglaubt hat. Aber Roosevelts Lärm- und Tamtam-Politik trug die Hauptschuld an der Niederlage der Republikaner im Jahre 1912, wie auch in der jüngsten Wahlkampagne sein Eintreten für Hughes den Republikanern augenscheinlich mehr geschadet als genützt hat. Denn die nüchtern rechnenden Amerikaner hatten von der kriegshetzerischen Tätigkeit des Expräsidenten augenscheinlich genug, befürchteten auch wohl nicht ohne Grund, Hughes werde im Falle seines Sieges Roosevelt zum Staatssekretär oder Kriegssekretär ernennen müssen, und beides wäre sicherlich für die Fortdauer der amerikanischen Neutralität im Weltkriege gleich gefährlich gewesen. Roosevelt hatte sich überhaupt und andauernd verrechnet. Selbstverständlich entspricht die jetzt von ihm zur Schau getragene Deutschfeindlichkeit keineswegs seiner Überzeugung; er glaubte in ihrer Betätigung nur ein geeignetes Mittel zu dem Zweck gefunden zu haben, dem Präsidenten Wilson im Wahlkampf die Stimmen abzujagen. Er hat sich über die deutschfeindliche Stimmung in der Union einer großen Täuschung hingegeben; sicherlich wohl steht ein sehr wesentlicher Teil der Amerikaner mit seiner Gesinnung auf der Seite Englands; denn schließlich ist Amerika ein englisch-sprechendes Land, ein Land, in dem neben der Sprache auch englische Sitten, Bräuche und Gepflogenheiten unbedingt vorherrschen. Aber die Sympathie für England geht bei dem amerikanischen Volke nicht so weit, daß es sich ohne zwingende Not in einen Krieg mit Deutschland stürzen würde, mit derjenigen Macht, deren kultureller Einfluß in Amerika unbestritten an zweiter Stelle steht. Der Amerikaner ist überhaupt nicht kriegerisch gesinnt; er ist Kaufmann, und er weiß, wie sehr ein Krieg den Handel beeinträchtigt. Er verdient weit lieber am Kriege der Anderen ungezählte Millionen Dollars, —

man darf auch diesen Umstand nicht vergessen, wenn man sich über die Sympathien Amerikas für die Entente wundert — und er ist ein Gegner jeder Politik, die seine geschäftlichen Kreise stört.

Theodore Roosevelt, der seine früheren Anschauungen verleugnete, um an der Spitze der neutralen Kriegshetzer seiner Gewohnheit gemäß die große Pauke zu schlagen, hat das nicht begriffen; er hat die Stimmung seiner eigenen Nation falsch beurteilt. Präsident Wilson hat sich, mag seine Stellung Deutschland gegenüber sein, wie sie wolle, diesem Lärmschläger und Reklamehelden gegenüber als der weitaus klügere und überlegenere Geist gezeigt, und diesem Umstande hat er zweifellos seinen Wahlsieg, hat Hughes seine Niederlage zu verdanken. Inwieweit während des Krieges die Politik der Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber durch gewisse ungeschriebene Abmachungen mit England beeinflußt wird, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat die Rücksicht auf solche seitens der früheren republikanischen Regierung getroffenen Vereinbarungen die Vereinigten Staaten nicht verleitet, aus ihrer Deutschland gegenüber gewiß nicht einwandfreien Neutralität soweit herauszutreten, um sich womöglich selbst in den Weltbrand hineinziehen zu lassen, wie es Theodore Roosevelts Wille und Absicht gewesen ist. Vielleicht geizt der ehemalige Oberst der Rauhen Reiter nach Kriegsruhm und Heldenverehrung. Aber dieser reklamelüsterne Schaumschläger wird, wenn er es weiter so treibt wie bisher, in der Geschichte nicht als Kriegsheld, sondern als politischer Barnum weiterleben.

Alexander Feodorowitsch Trepow.

Unverfälschter russischer Tschin. Erzreaktionär. Eine Familie nach dem Geschmack der schwarzen Hundert. Der Vater, Feodor Trepow, dereinst Stadthauptmann von Petersburg, berüchtigt wegen seiner Grausamkeit, wurde am 5. Februar 1878 das Opfer des Attentats der Nihilistin Vera Sassulitsch. Sein älterer Bruder, Dimitrij Feodorowitsch Trepow, war der Held des „blutigen Sonntags" vom 22. Januar 1905. Er hatte das Volk, das unter der Führung des Priesters Gapon bittend zu seinem Zaren gepilgert war, vor dem Winterpalais zusammenschießen lassen. Aus dem Blut, das den Schnee der Straßen von Petersburg rötete, flammte die russische Revolution auf. Auch auf ihn wurde, wie auf den Vater, am 30. März 1905 ein Mordversuch unternommen; er schlug aber fehl, und der Urheber des blutigen Sonntags starb anderthalb Jahre später eines natürlichen Todes. Des jüngeren Bruders Laufbahn verlief ähnlich wie die Karriere des verstorbenen Generalgouverneurs von Petersburg. Auch er kam aus dem kaiserlichen Pagenkorps, diente im Leibgarde-Jägerregiment, wurde, siebenundzwanzig Jahre alt, im Jahre 1890 für einige Zeit Adelsmarschall und trat dann, zunächst als Gehilfe des Staatssekretärs des Reichsrats, in die Staatsverwaltung ein. Im Revolutionsjahre 1905 wurde er zum Jägermeister ernannt, was eine besondere kaiserliche Auszeichnung bedeutete; im Jahre 1907 wurde er Senator, und am russischen Neujahrstage von 1914 kam er in den Reichsrat. Mitte November 1915 ernannte ihn der Zar zum Verkehrsminister; er sollte, als starker Mann, den Augiasstall reinigen, den sein Vorgänger Ruchlow in diesem Ministerium hinterlassen hatte. Am 24. November 1916 folgte er, freilich nur für ganze sechs Wochen, Boris Wladimirowitsch Stürmer als Ministerpräsident.

Es ist bezeichnend für die Abhängigkeit Rußlands von England, daß der Zar jetzt bereits seinen höchsten Beamten fortschickt, wenn er dem geistigen und materiellen Haupt der Entente mißfällt. Und der Ministerpräsident Stürmer war Sir George Buchanan, dem britischen Botschafter in Petersburg, ein Dorn im Auge. Denn Stürmer hatte sich beifallen lassen, Herrn Ssasonow, Buchanans Freund und Englands ergebenen Diener, aus dem Ministerium des Äußern zu entfernen, um fortan selbst Rußlands auswärtige Angelegenheiten zu leiten. Das war dem „ungekrönten Zaren", wie man den englischen Botschafter nicht ganz mit Unrecht genannt hat, um so mehr verdächtig, als Stürmer augenscheinlich keine Lust verspürte, seine politischen Direktiven aus London zu beziehen und auf englisches Geheiß bis zum völligen Ruin Rußlands weiterzukämpfen. Also steckte sich Buchanan hinter den Professor Miljukow und die kriegslustige Dumamehrheit und brachte Stürmer zu Fall. Alexander Feodorowitsch Trepow war zwar auch kein Mann nach dem Herzen der Kadetten, Oktobristen und Progressisten; aber er hatte sich, in seiner Dumarede vom 2. Dezember 1916, als eifriger Kriegsschürer bekannt. Damit hatte er Miljukow, der nun endlich Minister des Äußern zu werden hoffte, der aber durch die Versetzung des Reichskontrolleurs Pokrowskij an die Petersburger Sängerbrücke abermals bitter enttäuscht worden war, wenigstens hinsichtlich der unentwegten Verfolgung der russischen Kriegsziele den Wind aus den Segeln genommen.

Um so erstaunter war man, als der auf seinem Posten noch gar nicht warm gewordene neue Ministerpräsident schon am 10. Januar 1917 wieder in der Versenkung verschwand, um von dem noch reaktionäreren Fürsten Golitzyn ersetzt zu werden. Dieser fortwährende Wechsel der höchsten leitenden Persönlichkeiten der russischen Politik läßt aufs deutlichste die grenzenlose Verwirrung und Ratlosigkeit im Zarenreiche erkennen. Auf der einen Seite sind es die Kriegsnöte, die Rußland von Tag zu Tag schwerer bedrängen, auf der anderen die inneren Wirren, die, wie die Ermordung des berüchtigten Rasputin erkennen läßt,

bereits einen für das Reich äußerst bedrohlichen Umfang erreicht zu haben. Zwischen den beiden übeln steht, bejammernswert in seiner unentschlossenen Haltlosigkeit, der Zar aller Reußen. Hier die Scylla der Revolution, die bleiche, schlotternde Furcht vor dem inneren Umsturz, der dem Selbstherrschertum ein Ende, womöglich mit Schrekken, bereiten soll, dort die Charybdis des drohenden militärischen Zusammenbruchs, der unentrinnbaren Niederlage — kein Wunder, daß Nikolaus der Schwächling angstvoll schwankt, nach welcher Seite er den Kurs des Staatsschiffs lenken soll. Unfähig, das entschwundene Kriegsglück an seine Fahnen zu heften, sucht er das Heil im Kampf gegen den inneren Feind, wirft er der liberalen Dumamehrheit den Fehdehandschuh hin. Denn der Zar kennt sehr wohl den tiefern Grund der liberalen Kriegsbegeisterung; er weiß, warum Miljukow und seine Kadetten in ganz unrussischer Englandbegeisterung den Krieg gegen die Mittelmächte bis aufs Messer verlangen. Mag der Krieg zum Siege oder zur Niederlage führen, das Selbstherrschertum ist es, das der liberale Block der Duma zur Strecke bringen will — jetzt oder nie! Und da der Zar das weiß, nimmt er lieber als mit Hindenburgs Armeen den Kampf mit der Duma auf. Auf diesem Schlachtfeld, so hofft er, wird der Sieg seinen Kosaken, die von Konstantinopel heute weiter als je entfernt sind, sicher sein.

Daß Rußland nach den Dardanellen strebe, hatte auch Ssasonow schon unverhohlen in der Duma erklärt; Trepow ist aber darüber hinausgegangen und hat das Abkommen Rußlands mit England und Frankreich vom Frühjahr 1915, das Rußland ausdrücklich das Recht auf Konstantinopel und die Meerengen einräumt, wenn auch nicht wörtlich, so doch tatsächlich bekanntgegeben. Man wußte, daß eine solche Vereinbarung innerhalb der Entente bestand; jetzt ist sie sozusagen feierlich vor der Welt verkündet worden, und wenn Trepow es auch wohlweislich unterlassen hat, zu verraten, welche Gegenleistungen England dafür zugestanden worden sind, insbesondere, welche Inseln im Ägäischen Meere an Rußlands früheren Mitbewerber um das Goldene Horn fallen sollen, so wußte man doch

nunmehr aus dieser offiziellen Erklärung, welches die Kriegsziele der Entente sind, zumal nach Trepows Worten seine Erklärung in Übereinstimmung mit Rußlands Alliierten erfolgt ist.

Von allen Reden, die seit dem Ausbruch des Krieges in den Parlamenten der Entente gehalten worden sind, ist keine so bedeutsam, wie Trepows Dumarede vom 2. Dezember 1916. Diese Rede ist es auch, die seine sechswöchige Ministerpräsidentschaft bedeutsam macht; denn über Trepows ephemere ministerielle Herrlichkeit könnte man sonst getrost zur Tagesordnung übergehen. Nachdem die Staatsmänner der Entente zweieinhalb Jahre lang zu versichern nicht müde geworden waren, daß ihre Länder heimtückischerweise von Deutschland angegriffen seien, und daß sie nur einen Verteidigungskrieg gegen die deutschen Weltherrschaftspläne führten, haben sie die Maske der Heuchelei fallen lassen und ihre wahren Kriegsziele der Welt offenbart. Rußland will Konstantinopel und die Meerengen erobern, was mit der Aufteilung des türkischen Reiches gleichbedeutend ist; daß es gleichzeitig, obwohl Trepow das verschwiegen hat, einen großen Teil von Kleinasien und der Balkanhalbinsel haben will, um den kostbaren Besitz auch verteidigen zu können, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Frankreich will Elsaß-Lothringen haben; Italien erstrebt die Herrschaft über Trient, Triest und die ganze österreichische Adriaküste, Albanien mit Valona nicht zu vergessen; England besitzt bereits ein so ungeheures Kolonialreich, daß ihm zu begehren fast nichts mehr übrig bleibt, wenn es sich auch im Ägäischen Archipel zweifellos einige wichtige Stützpunkte vorbehalten haben wird. Außerdem hofft England natürlich die deutschen Kolonien zu verschlucken und ist im übrigen mehr als zufrieden, wenn der deutsche Mitbewerber endgültig vom Weltmarkt verdrängt ist; denn das ist, wie man weiß, Englands wichtigstes und eigentliches Kriegsziel. Von den Ansprüchen der Serben und Rumänen auf große österreichisch-ungarische Gebietsteile braucht man dank der gegenwärtigen Kriegslage schon nicht mehr zu reden.

So sieht der „Verteidigungskrieg" der Entente aus. Alexander Feodorowitsch Trepow ist es zu verdanken, daß

die wahren Ziele der Einkreisungspolitik und des aus ihr entstandenen Weltkrieges zum ersten Male laut und feierlich vor allen Völkern der Erde verkündet worden sind. Das Lügengewebe ist von der Entente selbst zerrissen worden; mit schamloser Offenheit hat sie sich zu ihrem Raubkriege bekannt. Die Zentralmächte wußten ohnehin, was sie vom Siege der Gegner zu erwarten hatten; es ist gut, daß die Feinde ihre Kriegsziele nun selbst offenbart haben. Diese Ziele dünken sie hoch genug, um ohne Rücksicht auf die Furchtbarkeit der bisher schon gebrachten ungeheuren Opfer weiterzukämpfen. Der Sieg, koste es, was es wolle, ist nach Trepows eigenen Worten Rußlands und seiner Verbündeten Ziel; der Sieg, der Rußland neben dem Besitz Konstantinopels auch die Herrschaft über Preußens und Österreichs Grenzprovinzen sichert, die in früheren Jahrhunderten einmal zum alten Königreich Polen gehört haben. Mit anderen Worten: Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei sollen verstümmelt, aufgeteilt werden, und die Herrschaft über die Welt soll der Entente gehören.

Herr Pokrowskij, der neue russische Minister des Äußern, hat überdies Trepows Fanfare in der Duma wiederholt, als Antwort auf das Friedensangebot der Zentralmächte vom 12. Dezember 1916. Rußland denkt nicht an Frieden, solange die Gegner nicht zerschmettert, solange seine Kriegsziele nicht erreicht sind. Und was der Russe mit moskowitischer Brutalität in die gespannt lauschende Welt hinausschrie, das sagte in Rom Sidney Sonnino mit italienischer Verschlagenheit, äußerte mit verlogenem rhetorischem Pathos Aristide Briand in Paris. „Ich habe die Pflicht, mein Land vor Vergiftung zu bewahren", erklärte das ausführende Werkzeug des Präsidenten Poincaré vor der französischen Deputiertenkammer. Man könnte fragen: „Wer hat Frankreich vergiftet, vergiftet mit Lüge, Haß und eitler Ruhmredigkeit? Wer vergiftet täglich und stündlich das Volk der Franzosen mit trügerischen Vorspiegelungen von dem „vorherbestimmten, unausbleiblichen Endsieg? Wer führt die ohnehin blutarme Nation gänzlicher Entkräftung, dem völkischen Marasmus entge-

gen? Aber es ist überflüssig, diese Fragen immer wieder zu stellen; längst sind sie für jeden, der sich nicht selbst blind und taub stellt, beantwortet.

Man mochte sagen, sie alle, die Ententegenossen, seien durch den Krieg Englands Hörige geworden; nur was die führende Macht der Alliierten auf das deutsche Friedensangebot zu sagen habe, verdiene, voll gewertet zu werden. Nun, man hat gehört, was der englische Premierminister Lloyd-George am 19. Dezember 1916 im Unterhause erklärt hat. Er hat sich in der Frage des Friedensangebots nicht nur mit Englands Verbündeten solidarisch erklärt, er hat Briands und Pokrowskijs Antworten auch ausdrücklich zugestimmt. „Vollständige Wiederherstellung, volle Genugtuung und wirksame Garantien" — damit hat Lloyd-George, zunächst im Unterhause, Englands Kriegsziele umschrieben, und die Antwort der Entente auf das Friedensangebot der Mittelmächte, die von dem französischen Ministerpräsidenten Briand am 30. Dezember 1916 dem amerikanischen Botschafter in Paris überreicht worden ist, hat keinen Zweifel daran gelassen, daß es England gelungen ist, alle Glieder des Zehnverbandes auf einheitliche Kriegsziele festzulegen. Welcher Art diese Kriegsziele im einzelnen sind, hat die Antwortnote der Entente auf den Vermittlungsvorschlag des Präsidenten Wilson mit aller wünschenswerten Klarheit erkennen lassen. Man müßte, angesichts der Kriegslage, annehmen, diese Ziele der Entente seien die Forderungen von Tollhäuslern, ginge nicht aus der Note sonnenklar hervor, daß bei der Entente von Anfang an nackte Erobereergier die Triebfeder zum Kriege gegen Deutschland gewesen ist, eine Eroberungssucht, die trotz allen bisherigen Fehlschlägen und Niederlagen ihr schändliches Ziel der Vernichtung und Zerstückelung Deutschlands wie seiner Verbündeten noch immer nicht verloren gibt. Sie haben aber nunmehr ihre heuchlerische Maske fallen lassen, und die ganze neutrale Welt weiß heute, welche Mächtegruppe aus Ländergier und Weltherrschaftsgelüsten Europas tausendjährige Kultur durch eine unabsehbare Kriegsdauer mit völliger Vernichtung bedroht.

*

Fünfzehn Millionen Menschen, Hunderte von Milliarden hat die Entente bisher ihrer Ländergier und Habsucht geopfert; was sie bisher erreicht hat, zeigt die Kriegskarte mit ihren gewaltigen, von den Mittelmächten besetzten Gebieten. Mag sie, die längst ihre Hoffnungen nur noch auf unsere Erschöpfung setzt, weiterkämpfen, mag sie neue Hekatomben von Menschen, abermals ungezählte Milliarden an Werten opfern. Mögen an die Stelle ihrer politischen Führer, deren mittlerweile schon so viele abgewirtschaftet haben, getrost neue Männer treten, die mit frischen Kräften in die Kriegsdrommete stoßen und den Weltbrand weiterschüren. Den Briand, Lloyd-George und Konsorten wird es ebensowenig wie ihren an dieser Aufgabe gescheiterten Vorgängern gelingen, den trotz allen Niederlagen und Fehlschlägen ewig im Munde geführten „Endsieg" an ihre Fahnen zu heften. Zweieinhalb Jahre lang haben Deutschland und seine Verbündeten allen Stürmen standgehalten; die Mittelmächte haben sich als unüberwindlich erwiesen. *Ihrer* wird, wenn die Gegner es denn nicht anders wollen, der *Endsieg* sein!

Inhalt.

Mit 19 ganzseitigen Bildnissen.

Eduards unselige Erben von Moritz Loeb

im Urteil der Presse:

B. Z. am Mittag. „. . . Der Verfasser kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eines der wenigen Kriegsbücher geschrieben zu haben, die noch lange nach dem Weltkriege Wert und Geltung behalten werden . . .“ C. A. Bratter.

Berliner Morgenpost. „. . . Der Verfasser führt uns in die Galerie der Zeitgenossen, die für immer mit der Schuld des Weltkrieges belastet sind. Er zieht mit fester Hand den Schleier von ihren Bildern und zeigt sie in der ganzen erschreckenden Wirklichkeit ihres brutalen, auf die häßlichsten Instinkte der Massen mehr oder minder schlau spekulierenden Daseins . . .“

Fremdenblatt, Wien. „. . . Ein vortreffliches Buch! . . . Aber man bedauert fast, daß die Schilderungen so kurz sind. Es ist Zeitgeschichte, die vor uns liegt, . . . die aus leicht dahinfließenden, niemals trockenen Geschichten besteht und — vielleicht ihr Hauptwert — doch Geschichte bleibt. Wir erhoffen eine Fortsetzung.“

Neuyorker Staatszeitung. „. . . Vortrefflich gelungene Porträts der kurz Skizzierten unterbrechen den höchst spannenden Text des Buches.“

Münchner Neueste Nachrichten. „. . . So ist die Schrift, deren Enthüllungen jedermann mit hohem Genuß lesen wird, geeignet, weit über die Zeit und das Gesichtsfeld des Krieges hinaus Aufklärung zu verbreiten und Nutzen zu stiften.“

Vaterland, Luzern. „. . . Ein auf Grund umfassender Studien überaus fesselnd und packend, hochinteressant geschriebenes Buch. . . . Seine Enthüllungen wirken überraschend . . .“

Literarische Beilage der Augsburger Postzeitung. „. . . Es ist geradezu köstlich zu lesen, wie der Verfasser den Kriegshetzern die Maske vom Gesicht reißt . . .“

Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft, Wien. „. . . Eine sensationelle Erscheinung auf dem Gebiete der Kriegsliteratur bedeutet dieses Buch.

Schulwart, Leipzig. „. . . Ohne Frage gehört dieses Buch mit zu den interessantesten der Kriegsliteratur. Die Enthüllungen auf Grund umfassender Studien wirken überraschend und packend.

Stuttgarter Evang. Sonntagsblatt. „. . . 31 Vollbilder erhöhen den Wert des erstaunlich billigen Buches.“

Der Schützengraben. „. . . Der Verfasser schreibt sarkastisch und oft ironisch, dabei leicht und flüssig. Das Buch ist besonders für solche die nicht Zeit und Neigung haben, tiefer in die Politik hineinzusteigen, sich aber doch einigermaßen orientieren wollen. Sie werden das Buch lieb gewinnen und im kameradschaftlichen Kreise viel dann zu erzählen haben.“ Kraemer, Rittmeister d. R.